

# Westpreußen

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



1. (76.) Jahrgang, Heft 4  
Winter 2024  
€ 9 (D) 35 zł (PL)



## **DAS »THORNER BLUTGERICHT«**

Ein Rückblick auf die Ereignisse nach 300 Jahren

## **DANZIGS NEUES »KÜSTENTHEATER«**

Die jüngste Episode einer langen Baugeschichte

# AUS DEM INHALT

## VORSpanN

- 3 vorab
- 4 AUF EIN WORT: »Ich bin ein Fremder gewesen ...«

## PANORAMA

- 5 Der Lech-Wałęsa-Flughafen Danzig. Eine Gratulation zum 50-jährigen Bestehen
- 6 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg und Thorn

## AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 10 »Zwischen Mythos und Moderne« – Der Westpreußen-Kongress 2024

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 13 Der »Thorner Tumult« von 1724 – ein Rückblick nach 300 Jahren
- 18 Auf goldener Treppe nach oben. Gelungene Sanierung des »Küstentheaters« Danzig
- 22 »Nicht nur Machandel«. Die Brauerei der Gebrüder Stobbe in Tiegenhof
- 24 Georg Hantel – ein engagierter Elbinger Arzt und bekannter Schriftsteller

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 28 Das erste Jahr der Regierung Tusk – ein Neustart für die deutsch-polnischen Beziehungen?
- 30 »Einander helfen und verzeihen« – Schritte zur polnisch-ukrainischen Versöhnung

## ZUM JAHRESAUSKLANG

- 31 Kaschubisches Weihnachtslied
- 32 Sechs Empfehlungen für Mußestunden zwischen den Jahren
- 35 »Madonna im Schnee« – Eine Begegnung mit Marianne Mewis

## RUBRIKEN

- 3 Hinweis auf den WESTPREUSSEN-KALENDER 2025
- 38 Neuerscheinungen
- 39 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 40 Zum guten Schluss

**TITELBILD** Das Gebäude des Regionalmuseums in Schlochau, bis 1945 evangelische Kirche, die von 1826 bis 1828 – mitberaten von Karl Friedrich Schinkel – auf den Grundmauern der Schlosskapelle im Nordflügel der früheren Deutschordensburg errichtet wurde, wobei der ehemalige Bergfried funktional in einen »Kirchturm« verwandelt wurde (Ausschnitt).

FOTO: PIOTR WYTRĄZEK VIA DREAMSTIME.COM (ID 166789449)

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- ☞ Sommer 2024: Uferpromenade
- ☞ Herbst 2024: Herbstlandschaft
- ☞ Winter 2024: Schlochau



Danzigs Flughafen im Aufwind

5

FOTO: ANDRZEJ OTREBSKI VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG (CC BY-SA 4.0)



Kongress zum Gipfel- und Wendepunkt in der Geschichte Westpreußens

10

FOTO: URSULA ENKE



Tödlicher Konflikt der Konfessionen

13



Danzig leuchtet

18

FOTO: NATE COOK



Donald Tusk – Eine Bilanz des ersten Regierungsjahres

28

FOTO: CHANCELLERY OF THE PRIME MINISTER OF POLAND VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG



Grüße zum Jahresausklang

31

# vorab

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,*

bei der Ausgabe, die Sie jetzt in Händen halten, sind mehrere besondere Merkmale hervorzuheben. Sie schließt einesteils den ersten Jahrgang ab, der unter dem modifizierten Magazin-Titel *Westpreußen* erschienen ist. Andernteils ist diese № 4 – entgegen unseren Befürchtungen – nicht auch die letzte Nummer der Zeitung insgesamt: Zu unserem Glück gibt es Leserinnen und Leser, die unsere Arbeit großzügig unterstützen und uns derart ermutigen, noch einen weiteren Jahrgang anzubieten – und dadurch die Chance eröffnen, dass die ehrenamtliche Redaktion, die diese Aufgabe 2016 übernommen hat, noch das zehnjährige Jubiläum ihrer Tätigkeit zu begehen vermag. Wer hätte damals gewagt, sich solch eine Dauer zu erträumen ...

Eine weitere Besonderheit liegt darin, dass wir – wie schon im letzten Heft angekündigt – zum ersten Male seit vier Jahren keinen WESTPREUSSEN-FOKUS vorgesehen und stattdessen eine größere Vielfalt der historischen Themen angestrebt haben. So können wir diesmal nicht nur ausführlich auf den »Thorner Tumult« des Jahres 1724 eingehen, sondern überdies auch einen Artikel zur zeitgenössischen Baukunst in Danzig, ein weiteres Porträt einer westpreußischen Brauerei sowie die Würdigung des Elbinger Arztes und Dichters Georg Hantel veröffentlichen.

Nicht zuletzt möchten wir Ihre Aufmerksamkeit auch auf das PANORAMA richten. Diese Rubrik ist – wie wir eingestehen müssen – in den letzten Nummern recht stiefmütterlich behandelt worden. Nun aber wollen wir uns den aktuellen Vorgängen im Land an der unteren Weichsel wieder verstärkt zuwenden – und dies umso mehr, weil es uns endlich gelungen ist, eine neue Korrespondentin für Thorn zu gewinnen, und wir deshalb auch diese Stadt zukünftig wieder fest im Blick behalten können.

Wir freuen uns, Sie mit dieser »besonderen« Ausgabe in das neue Jahr begleiten zu dürfen, und bleiben mit vielen guten Wünschen zur Weihnachtszeit und für 2025 bis in den Frühling hinein

mit herzlichen Grüßen

Ihre

WP-Redaktion

## Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER präsentiert wiederum die Vielfalt des unteren Weichsellandes:

-  13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
-  12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmälern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
-  zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner auch in Polen geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.



Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 11,80** (inkl. MwSt., Porto und Verpackung)

im **Format DIN A3** kostet er **€ 19,80**,

- bei Einzelbestellungen eines Kalenders kommt eine Versandkosten-Pauschale von **€ 3,-** hinzu,
- bei der Lieferung mehrerer Exemplare berechnen wir zusätzlich zum ausgewiesenen Bestellwert die effektiv entstehenden Portokosten sowie eine Verpackungspauschale von **€ 1,50**.

### Bestellungen erbitten wir

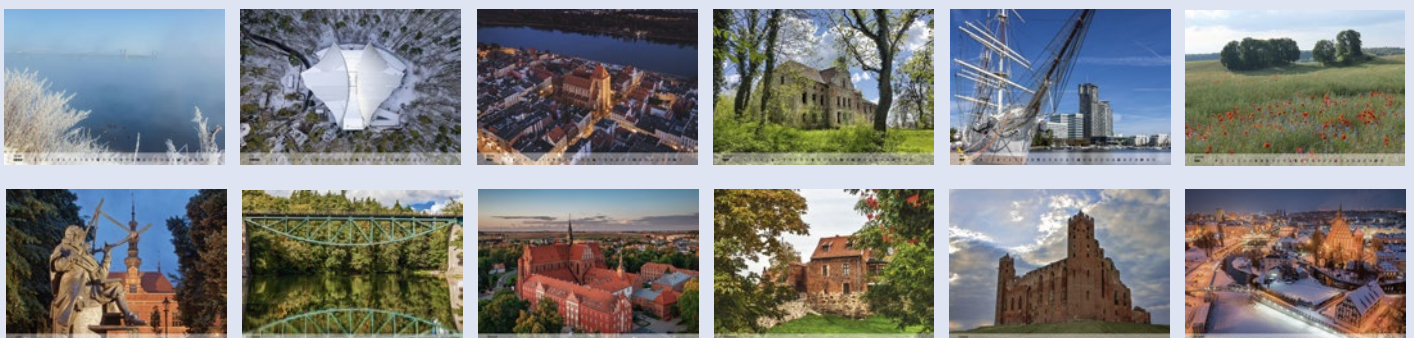
per Telefon: 02506/3057-50

per E-Mail: [info@westpreussische-gesellschaft.de](mailto:info@westpreussische-gesellschaft.de)

per Post: Westpreußische Gesellschaft,  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wollbeck

oder über das Internet-Formular:  
[magazin-westpreussen.de/kalender2025](http://magazin-westpreussen.de/kalender2025)

## MIT ZWÖLF WESTPREUSSEN-MOTIVEN DURCH DAS JAHR 2025



# AUF EIN WORT

## »Ich bin ein Fremder gewesen ...«

**E**in Besuch im hessischen Treysa. Eine Gedenktafel erinnert daran, dass Kirchenvertreter hier im August 1945 die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) gründeten. Sie taten dies auf den moralischen Trümmern einer Kirche, die angesichts des furchtbaren NS-Terrors weitestgehend versagt hatte. Trotz aller Zerrissenheit und widerstreitenden Positionen gelang ein Kompromiss. Auch wurde die Voraussetzung für gemeinsames diakonisches Handeln geschaffen, um auf die katastrophale humanitäre Lage im kriegszerstörten Deutschland zu reagieren. In Treysa wurde im Sommer 1945 der Grundstein für den Aufbau des Evangelischen Hilfswerks und damit für die diakonische Arbeit der EKD gelegt.

Die Not war 1945 groß. Ins Deutsche Reich verschleppte, ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Überlebende hielten sich nach Kriegsende fern ihrer Heimat in Deutschland auf. Insgesamt über 10 Millionen dieser *Displaced Persons* waren auf Hilfe angewiesen. Hinzu kamen rund 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, die als Folge des von Deutschland ausgegangenen Krieges und der NS-Politik ihre Heimat in den preußischen Ostprovinzen und den Siedlungsgebieten in Mittel-, Südost- und Osteuropa verlassen mussten.

Im Mittelpunkt der Arbeit des Evangelischen Hilfswerks standen die Grundbedürfnisse geflüchteter und entwurzelter Menschen. Das Werk engagierte sich, um die Flüchtlinge aus den Ostgebieten zu integrieren, Hilfsgüter zu verteilen und Wohnraum zu beschaffen. Für die Reflexion von Holocaust, Krieg, Flucht und Vertreibung, für die Benennung der Ursachen und das Anerkenntnis von Schuld gab es wenig Bereitschaft. Die im Oktober 1945 formulierte Stuttgarter Schulderklärung bekannte eine Mitschuld der evangelischen Kirche an den NS-Verbrechen. Dieser Text – obwohl er aus heutiger Sicht unzureichend erscheint –, stieß damals auf heftigen Protest in Kirche und Gesellschaft. Ignoriert wurde in der kirchlichen Öffentlichkeit zumeist, dass die Ursachen von Verschleppung, Flucht und Vertreibung eine Folge der NS-Expansionspolitik waren. Auch die belastenden Geschichten der Vertriebenen, ihre tiefgreifenden, zum Teil traumatischen Erfahrungen von Verlust, von Gewalt und von Ausgrenzung fanden unter diesen Bedingungen kaum ein offenes Ohr.

Eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den historischen Geschehnissen setzte erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein. Die Interpretation des 8. Mai 1945 als eines Tages der Befreiung, das Ende des Ost-West-Konflikts, die Wiedervereinigung, die Ost-Erweiterung der EU – viele politische Entwicklungen trugen dazu bei, das Thema Flucht und Vertreibung von nationalistischen und revanchistischen Untertönen zu befreien und der Gefahr der Relativierung des Menschheitsverbrechens der Shoah zu begegnen. Auch das Interesse der zweiten und dritten Generation der Vertriebenen an der eigenen (Familien-)Geschichte führte dazu, dass Zwangsmigration öffentlich thematisiert und ein Teil unserer kollektiven Erinnerung wurde.

Es ist wichtig, diese Erinnerung in einen europäischen und globalen Kontext zu stellen und sie nicht national zu verengen; denn



Von Rüdiger Schuch

im 20. Jahrhundert und bis in die Gegenwart hinein teilen Millionen Menschen die Erfahrung von Flucht und Vertreibung. Ich meine, dass die Erinnerung an die historischen Erfahrungen wertvoll ist für unseren heutigen Umgang mit den Herausforderungen, die globale Migrationsbewegungen an uns stellen.

Das Thema Flucht und Migration bleibt für die Diakonie heute genauso hochrelevant wie vor 80 Jahren. Wir werden in unserem jahrzehntelangen Engagement für Geflüchtete nicht nachlassen. Wir sind als Christinnen und Christen der biblischen Botschaft verpflichtet, Gottes Liebe gerade für die Menschen erfahrbar zu machen, die Hilfe und Unterstützung brauchen, und die verletzte Würde dieser Menschen zu schützen.

Die Integration Millionen Geflüchteter gelang in den Nachkriegsjahren nicht von allein. Integration braucht auch heute finanzielle Mittel und eine lösungs- und sachorientierte Politik. Aktuell verhindern der Mangel an Wohnraum und ineffiziente Strukturen, wie langwierige Verfahren bei Aufenthalts- und Arbeitserlaubnissen oder der Anerkennung von Qualifikationen, dass Menschen sich schnell und gut integrieren. Es braucht Deutschkurse, Migrationsberatung, Kita- und Schulplätze, Wohnungen und auch psycho-soziale Angebote, um traumatische Erfahrungen zu verarbeiten. Investitionen in gelingende Integration sind politisch vernünftig. Gut integrierte Menschen stärken unseren Arbeitsmarkt und unsere Wirtschaftsleistung und stabilisieren unsere sozialen Sicherungssysteme. Dies dürfen wir bei aller berechtigten Klage über die Überforderung vor Ort nicht vergessen. Vor allem die Kommunen müssen finanziell so ausgestattet werden, dass sie diese wichtige Arbeit schaffen können.

Was sich weder mit politischer Vernunft noch mit einer christlichen Haltung verträgt, ist der Versuch, das Thema Migration ideologisch und nationalistisch aufzuladen und populistisch für anti-europäische und antidemokratische Ziele zu instrumentalisieren, Ressentiments zu schüren und das gesellschaftliche Klima mit Hass und Hetze zu vergiften. Dagegen tritt die Diakonie entschieden ein.

»Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen« (Mt 25, 35). Dieses Jesus-Wort weist uns darauf hin, dass Flucht und Fremd-Sein jahrhundertealte Menschheitserfahrungen sind. Die konkrete historische Erfahrung von Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten ist nach einer Phase der Verdrängung und Ignoranz heute in unserer kollektiven Erinnerung verankert. Das ist gut so. Wir wollen diese Erinnerung positiv nutzen, um daraus für die Gestaltung unseres Zusammenlebens in einer offenen und vielfältigen Gesellschaft zu lernen. Wir werden diese Erfahrungen benennen, wenn wir im Sommer 2025 an den 80. Jahrestag der Gründung des Evangelischen Hilfswerks erinnern. **st**

**Rüdiger Schuch** ist seit 2024 Präsident der Diakonie Deutschland und Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werks für Diakonie und Entwicklung e.V.; zuvor war der Theologe und ordinierte Pfarrer Beauftragter der Ev. Kirchen bei Landtag und Landesregierung von Nordrhein-Westfalen sowie von 2014 bis 2019 Vorstandsvorsitzender der Ev. Perthes-Stiftung e.V. in Münster. Im Rahmen des europäischen Netzwerks der Diakonie pflegt er sehr gute Beziehungen u. a. zur Diakonie Polen.

# Der Lech-Wałęsa-Flughafen Danzig

*Eine Gratulation zum  
50-jährigen Bestehen*

**E**s sind inzwischen schon 50 Jahre vergangen, seit der neue Danziger Flughafen in Ramkau (Rębiechowo) am 5. Mai 1974 feierlich eröffnet wurde. Schon einen Tag zuvor hatte dort eine planmäßige Maschine aus Breslau aufgesetzt. Es blieb aber einer Regierungsdelegation aus Warschau vorbehalten, am Folgetag mit einer IL-18 auf der neuen Landebahn anzukommen und damit erst mit einem offiziellen Festakt den Flughafen zu eröffnen. – Die ersten Erdarbeiten hatten bereits im Dezember 1971 begonnen. Zuvor hatte allerdings eine erhebliche Unsicherheit darüber geherrscht, wo der neue Flughafen gebaut werden sollte. Es wurden einige Standorte in Erwägung gezogen, bis man sich schließlich auf einen Ort einigen konnte, der fast in der Mitte zwischen Gdingen und Danzig liegt.

Es sollte also ein völlig neuer Flughafen errichtet werden und damit den bisherigen in Danzig-Langfuhr gänzlich ersetzen. Dieser war im Jahr 1919 entstanden und hatte bis zum Zweiten Weltkrieg zahlreiche Verbindungen angeboten; so wurden von der Lufthansa beispielsweise die Strecke von Berlin über Danzig und Königsberg bis nach Moskau oder von der LOT diejenige von Danzig über Warschau bis nach Lemberg bedient. Der letzte nachweisliche Flug, der vor dem Kriegsende noch in Danzig-Langfuhr abgefertigt wurde, war eine JU-52, die am 14. März 1945 mit Feld-Luftpost an Bord gestartet ist.



FOTO: RADOSŁAW IDASZAK VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG (GNU V1.2)

*Der Lech-Wałęsa-  
Flughafen im Jahr 2003*



FOTO: KUDAK VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG (GNU V1.2)

*Das Empfangsgebäude  
des früheren Terminals (T1)  
im Jahr 2010*

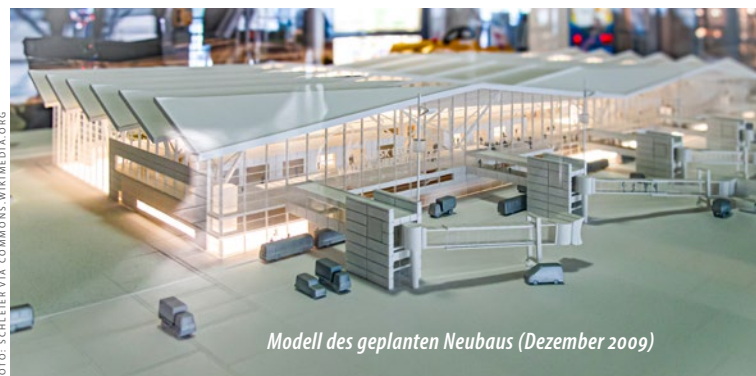
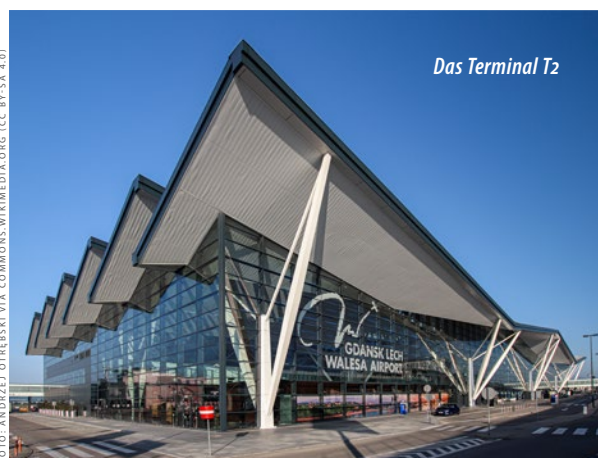


FOTO: SCHLEIER VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG

*Modell des geplanten Neubaus (Dezember 2009)*



*Das Terminal T2*



*Die großzügige  
Abflughalle im  
neuen Gebäude*

Nachdem die polnische Fluglinie LOT ihren Betrieb wiederaufgenommen hatte, wurde auch der Flughafen Langfuhr in das innerpolnische Streckennetz eingegliedert und neuerlich über die frühere Straßenbahnverbindung an das Zentrum von Danzig angeschlossen. Einen Monat vor der Eröffnung des neuen Flughafens wurde der Flugverkehr dort eingestellt. Heute lassen sich innerhalb des neu entstandenen Stadtteils von Konradshammer (Przymorze) Reste der alten Startbahn immer noch gut erkennen.

Der neue Flughafen wurde bald von unterschiedlichen polnischen Städten aus angeflogen, und auch Verbindungen in die UdSSR und die anderen kommunistischen »Bruderstaaten« wurden eingerichtet. In den Sommermonaten waren zudem die Verbindungen an die Schwarzmeerküste sehr beliebt, und auch die skandinavischen Länder wurden von Danzig aus erreichbar. In den 1980er Jahren, nach der Einführung des Kriegsrechts, ging die Bedeutung des Flughafens allerdings rapide zurück. Erst nach dem Regimewechsel in Polen, im Jahr 1989, konnte diese Stagnation allmählich überwunden werden. Dabei half nicht zuletzt der rasch zunehmende Charterflugverkehr nach Skandinavien wie auch nach Deutschland.

1994 wurden in Rębiechowo schon 150.000 Passagiere abgefertigt. Überdies fand dort in diesem Jahr die erste Danziger Flugschau statt. 1997 schließlich wurde zur 1.000-Jahr-Feier von Danzig das neue Air-Terminal eröffnet, das seit dem Jahr 2003 den Namen des ehemaligen Solidarność-Führers und Staatspräsidenten Lech Wałęsa trägt.

2006 betrug die Anzahl der Passagiere schon eine Mio., vier Jahre später stieg sie dann bereits auf über zwei Mio., so dass sich die Abfertigungshallen für den rasch anwachsenden Verkehr als zu klein erwiesen. Deshalb entstand ab 2010 in mehreren Etappen das neue Terminal »T2«: Der erste Teil (nur für Abflüge) wurde 2012 fertiggestellt, und der Ankunftsbereich nahm im September 2015 seinen Betrieb auf. In diesem Jahre 2015 wurde der Komplex auch direkt an das S-Bahn-Netz angeschlossen. Dieser neue Flughafen wird inzwischen von zehn Fluggesellschaften angeflogen, die von Danzig aus 85 Destinationen in alle Welt anbieten. Das Passagieraufkommen, das 2023 den stolzen Wert von 5.907.280 Personen betrug, wird die Marge von sechs Mio. zum Ende seines Jubiläumsjahres gewiss deutlich überschritten haben.

Peter Neumann

## Notizen aus ...

### ... der Dreistadt

**ERFOLGREICHER EINSATZ** Im Herbst haben Taucher der polnischen Marine auf dem Grund der Danziger Bucht neuerlich Kampfmittel des Zweiten Weltkrieges entschärft und geräumt. Wie Magdalena Kierzkowska, die Pressesprecherin des Seefahrtamtes in Gdingen, bekanntgab, nahm die ganze Aktion zwei Tage in Anspruch und betraf Minen des Typs GC, die für die Schifffahrt auch heute noch eine unmittelbare Gefahr bedeuten, sowie eine Fliegerbombe des Typs AN-M59. Während der Maßnahme wurden der Küstenabschnitt zwischen der Westerplatte und Mechlinken (Mechelinki), Kr. Putzig, zu einem Risikogebiet erklärt und der Schiffsverkehr dementsprechend instruiert. *Peter Neumann (PN)*



QUELLE: MARINEFORUM ONLINE (10.12.2024)

**MODERNE SCHWERTFISCHE** Die staatliche PGZ-Werft in Gdingen hat den Auftrag erhalten, die drei Mehrzweck-Fregatten zu bauen, die im Rahmen des Projekts *Miecznik* (Schwertfisch) für die polnische Marine beschafft werden sollen. Der Stapellauf des ersten Schiffs ist für 2025 vorgesehen, die Indienststellung soll 2030 folgen. Die beiden anderen Einheiten werden danach auf Kiel gelegt und nach dem jetzigen Planungsstand 2031 übergeben, so dass die Marine dann über sieben Fregatten und Korvetten verfügt.

Der Antrieb der »Schwertfische« wird von der MOTOREN- UND TURBINEN-UNION (MTU) in Friedrichshafen produziert. Jeder der drei Neubauten erhält vier Motoren mit jeweils 8.200 kW Leistung als Hauptantrieb und vier Bordstromgeneratoren mit jeweils 1.650 kW, die unabhängig von den Antriebsmotoren das elektrische Energienetz für den Schiffs- und Missionsbetrieb speisen. Die Schiffe können eine Höchstgeschwindigkeit von 20 Knoten (kn) erreichen; bei einer Marschgeschwindigkeit von zwölf kn beträgt der Aktionsradius rund 8.000 Seemeilen. *PN*

### ... Elbing

**EINE NEUE VERSION DES WEIHNACHTSMARKTS** Wie an den allermeisten Orten der christlich geprägten Welt verfügen auch die polnischen Städte über öffentliche, oft schon seit Jahrzehnten gepflegte Formen, die Vorweihnachtszeit festlich auszugestalten. In Elbing hat sich dafür allerdings erst nach dem Wiederaufbau der Altstadt erneut eine eigene Tradition herausgebildet: ein Markt für Regionalprodukte, in dessen Rahmen zudem unterschiedliche kulturelle Veranstaltungen stattfinden, aber auch mit dem Bischof von Elbing und dem Stadtpräsidenten der bedeutende, altherwürdige Brauch vollzogen wird, den *Oplatek*, die Weihnachtsoblate, zu teilen und gemeinsam zu verzehren.

In diesem Jahr hat die Stadtverwaltung jedoch entschieden, dass diese Veranstaltung erweitert bzw. mit einer zweiten zusammengelegt werden sollte, und zwar mit dem ersten »Anzünd« des großen Stadt-Weihnachtsbaums, der Jahr für Jahr am Alten Markt vor dem sogenannten neuen Alten Rathaus errichtet wird. Aus der Kombination der beiden Adventsfeste entstand nun – auch dem Namen nach – erstmals ein »Elbinger Weihnachtsmarkt«, der diesmal, und auch dies war eine Neuerung, auf das erste Dezember-Wochenende, vom 6. bis zum 8. Dezember, gelegt wurde. Dadurch ergab es sich schließlich zwanglos, dass am ersten Tag, dem 6. 12., überdies auch noch das Fest des Hl. Nikolaus – des Schutzpatrons der Stadt – begangen werden konnte. Nach dem Zuspruch der Einwohner und der allgemeinen Resonanz zu urteilen, hat sich dieses neue Konzept vorzüglich bewährt.

**70-JÄHRIGES JUBILÄUM** Das »Archäologisch-Historische Museum« in Elbing wurde 1954 gegründet, kann in diesem Jahr mithin sein 70-jähriges Bestehen feiern. In einer vom Krieg verheerten Stadt, die nach dem Willen der kommunistischen Machthaber eigentlich nur noch zu einem Industriestandort ohne eigene Identität taugen sollte, konnte sich dieses Haus nur unter äußerst schwierigen Bedingungen entwickeln. 1973 durfte es aber das ehemalige Gebäude des berühmten ATHENAEUM ELBINGENSE, des Akademischen Gymnasiums, beziehen; und nach der Entscheidung, die Altstadt in modifizierter Weise wiederaufzubauen

und das kulturelle Leben insgesamt stärker zu fördern, sowie nach der Entdeckung der Truso-Siedlung, die unschätzbar wertvolle archäologische Objekte zutage förderte, wurde das Museum zum Besitzer von höchst bemerkenswerten Sammlungen und gewann an überregionalem Renommee.

Heute kämpft diese wichtige Institution zwar mit vielen Problemen lokaler, organisatorischer, personeller und administrativer Art. Trotzdem konnte sie voller Stolz ihr Jubiläum begehen. Die Feier dauerte das ganze Jahr über. Sie umfasste eine Reihe historischer Beiträge in unterschied-

lichen Medien der Stadt, eine Gala im Rahmen der Europäischen Nacht der Museen und die Ausstellung »Neues kommt! Elbing im Jahrzehnt der 1960er Jahre«. Die Feierlichkeiten endeten jüngst, am 16. November, mit einer populärwissenschaftlichen Konferenz zum Thema »Stadtidentität. Elbing



FOTO: ARCHIV DES ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHEN MUSEUMS IN ELBING

*Das Hauptgebäude des Museums nach dem Abschluss der Renovierungsarbeiten 2018, vom gegenüberliegenden Elbing-Ufer aus gesehen*

1954–2024«. – Gegenwärtig steht die Institution unter der Direktion von Miroslaw Siedler, einem bekannten Schauspieler und auch TV-Moderator, der über mehrere Jahre das Elbinger Theater leitete und überraschenderweise vom ehemaligen Stadtpräsidenten Witold Wróblewski für die Dauer eines Jahres zum Museumsdirektor berufen wurde. Diese Zeitspanne wird im März 2025 enden. Deshalb hält die Stadt Ausschau nach einem Nachfolger, dem dann die Aufgabe zufallen wird, das Profil des Hauses neu zu schärfen.

*Bartosz Skop*

## ... Marienburg

### STOLZES JUBILÄUM

Am 12. Oktober fand im Karwan, dem ehemaligen Zeughaus der Marienburg, eine große, denkwürdige Veranstaltung statt, die unter der Schirmherrschaft des Marschalls der Woiwodschaft Pomorze sowie des Bürgermeisters und des Magistrats der Stadt stand: Der Marienburger Burgführerverein feierte hier sein 70-jähriges Bestehen.

Zu einer Gründungsversammlung waren am 8. April 1954 Mitglieder zusammengekommen, die zum Teil bereits in den Jahren zuvor bei der Trümmerbeseitigung und der Sicherung der Ruinen geholfen hatten und sich der Aufgabe widmen wollten, Besuchern bei Rundgängen die Burganlage zu erläutern. Dass sie diese konstruktiven Absichten verfolgen konnten, war keineswegs selbstverständlich, denn die Leitung der kommunistischen Partei hatte in den ersten Jahren nach dem Kriegsende verfügt, dieses »germanische« Monument abzureißen, und es war in dieser Zeit sehr schwierig, den Funktionären zu widersprechen. Ähnliche Barrieren standen den Befürwortern eines Wiederaufbaus freilich ebenfalls im Wege; denn auch für sie war das Schloss ein Inbegriff einer feindlichen antipolnischen Ideologie gewesen, die das Bauwerk vom Kulturkampf über den ausufernden Chauvinismus des Kaiserreichs bis zum Konzept einer Nazi-Ordensburg gleichsam kontaminiert hatte.

*Innerhalb der Burg wurde das 70-jährige Bestehen des Vereins mit einer Freiluftausstellung gewürdigt.*

Gleichwohl gelang es dieser Gruppe, diese Sichtweise zu überwinden und sich für »ihr« Schloss einzusetzen. Unterstützt wurden diese Bemühungen durch die Möglichkeit, die eigenen Aktivitäten mit einem baldigen »polnischen« 500-jährigen Jubiläum im Zusammenhang zu sehen, mit der Übernahme der Festung durch König Kazimierz IV. Andrzej Jagiellończyk im Jahr 1457. Von nun an gewannen die konstruktiven Kräfte immer größeres Gewicht, und vier Jahre später wurde das Schlossmuseum gegründet.

Von Beginn an und bis in die Gegenwart sei – so führte dr hab. Janusz Trupinda, der Direktor des Hauses, in seiner Festrede aus – dieses zivilgesellschaftliche Engagement der Schlossführer somit das Rückgrat aller Bemühungen gewesen: Die Burgführer hätten sich nicht nur darauf beschränkt, das Baudenkmal zugänglich zu machen und der Öffentlichkeit zu erschließen, sondern für Renovierungen oder Ankäufe von Sammlungsstücken auch Mittel akquiriert. Das jüngste Beispiel sei die majestätische Madonnenfigur in der Chornische der Marienkirche, die 2016 allein aufgrund einer Initiative dieser Vereinigung an ihren alten Ort zurückkehren konnte.

In seiner Ansprache wies Janusz Trupinda überdies mit einem Augenzwinkern auf die historischen Wurzeln der Burgführer hin, deren Tätigkeiten sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen ließen, denn schon um das Jahr 1365 habe Winrich von Kniprode, der damalige Hochmeister des Deutschen Ordens, den Auftrag gegeben, König Kasimir III., den Großen, der zu einem dreitägigen Besuch auf der Marienburg weilte, von einer »vertrauenswürdigen Person« begleiten zu lassen, die ihn durch die Festung führen sollte.

Schließlich pries der Direktor auch die Meisterschaft der Mitarbeiter, die die Besucher in die Topographie des labyrinthischen Schlosses einführen, sie durch die Mäander seiner Geschichte geleiten, sich um



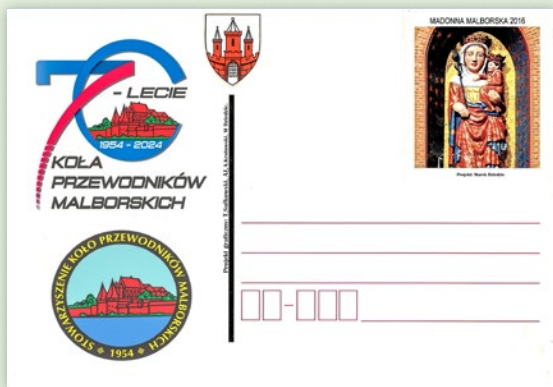
FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI



*Die Geschichte und Bedeutung der Vereinigung sind in einer eigenen Festschrift dargestellt worden.*

die Sicherheit und die Bequemlichkeit der Gäste kümmern, nützliches Wissen vermitteln und nicht zuletzt Stereotypen bewusst machen sowie Mythen- oder Legendenbildungen entgegenwirken.

Im weiteren Verlauf des Festakts ergriffen noch mehrere weitere Ehrengäste aus Politik, Verwaltung und Kultur das Wort und würdigten die Arbeit der Burgführer, darunter Barbara Ząbczyk-Chmielewska, die Präsidentin des Pommerschen Fremdenführerverbandes, der Bürgermeister der Stadt, Marek Charzewski, oder Monika Sobczyńska, die stellvertretende Vorsitzende des Stadtrates. Die Letztgenannte zerstreute auch die Sorgen, die die 240 Aktiven, darunter inzwischen zu 75 % Frauen, zuweilen beschleichen mögen, denn sie vertrat die These, dass zwar die Hälfte der Besucher einen Audio-Guide nutzten, das lebendige Wort, die persönliche Atmosphäre einer Gruppenführung und vor allem die Möglichkeit, Rückfragen zu stellen, durch technologische Entwicklungen auch auf Dauer nicht ersetzt werden könnten.



*Anlässlich des Jubiläums ist von einigen Burgführern eine philatelistische Ganzsache entworfen und herausgegeben worden.*



*Burgführer, die schon ihr 25. Arbeitsjubiläum hinter sich haben, wurden mit einer Gedenkmedaille ausgezeichnet.*

## ... Marienburg

### HULDIGUNG FÜR NIKOLAUS KOPERNIKUS

In fünf Städten der Woiwodschaft Pomorze – in Tiegenhof, Praust, Marienburg, Pelplin und Marienwerder – entstehen von Nikolaus Kopernikus inspirierte Wandbilder. Sie sind im Rahmen eines Wettbewerbs konzipiert worden, den die Akademie der Bildenden Künste in Danzig in Verbindung mit den Kommunalverwaltungen ausgeschrieben hat. Darin wurden die internationalen Studierenden dazu herausgefordert, sich aus ihren jeweiligen Perspektiven mit Nikolaus Kopernikus und seinen Errungenschaften in Bezug auf den Kosmos und die Astronomie auseinanderzusetzen. Diese Wandmalereien sollten in der Danziger Region zudem wichtige Punkte der touristischen Wanderroute markieren, die von Allenstein über Frauenburg und dann die Weichsel herunter bis nach Thorn führt.



FOTO: TOMASZ DZIEDZIC

Der Danziger Jury, die sich aus Vertretern der Akademie, des Marschallamts der Woiwodschaft sowie der Kommunalverwaltungen zusammensetzte, lagen insgesamt 38 Entwürfe zur Beurteilung vor, aus denen die am meisten überzeugenden Werke ausgewählt wurden. Während die Wandbilder in den vier anderen Städten an Hausfassaden gezeigt werden, hat man sich in Marienburg dazu entschlossen, es am Boulevard an einer Pfeilerscheibe der Straßenbrücke über die Nogat anzubringen. Der zuständige Betreiber, die Generaldirektion für Nationalstraßen und Autobahnen, war mit dieser künstlerischen Verschönerung des Bauwerks selbstverständlicherweise einverstanden.

Marek Dziedzic

## ... Thorn

### WEIHNACHTEN STEHT VOR DER TÜR!

Die Temperatur sinkt deutlich, es wird früh dunkel, und manchmal sieht man Schneeflocken vor den Fenstern ... Das sind deutliche Zeichen dafür, dass Weihnachten naht!

In Thorn konnte man bereits ab Mitte November Weihnachtsschmuck in den Straßen und das Aufstellen von Weihnachtsbäumen beobachten. Auch viele Restaurants und Geschäfte haben sich auf diese besondere Zeit des Jahres eingestellt. Thorn präsentiert sich in einem neuen, festlichen Gewande!

Die größte Attraktion ist der alljährliche Weihnachtsmarkt auf dem Altstädter Markt, der am 23. November offiziell eröffnet wurde. Gleich am Eröffnungstag versammelte sich dort eine große Menschenmenge, denn es wurden den Besuchern zahlreiche Attraktionen geboten – ein Weihnachtskonzert, das gemeinsame Verfassen von Briefen an den Weihnachtsmann, ein Jahrmarkt und vieles mehr. An der Eröffnungsfeier nahm auch der neue Bürgermeister von Thorn, Paweł Gulewski, teil.

Rund um das Rathaus werben 70 Anbieter an 55 schönen Ständen um Aufmerksamkeit. Für jeden Geschmack ist etwas dabei: Dekora-



FOTO: ZUZANNA FOSS

tionen für die Wohnung, regionale Produkte, Schmuck, Souvenirs, traditionelle Thorner Lebkuchen, Kleidung – und vor allem viel positive Weihnachtsenergie, die sich anscheinend auf alle Menschen überträgt! Ein venezianisches Karussell, ein Riesenrad und eine Weihnachtseisenbahn wurden ebenfalls auf dem Altstädter Ring aufgebaut. Außerdem gibt es eine Bühne, auf der täglich zahlreiche Wettbewerbe, Spiele und Konzerte für Kinder, Jugendliche und Erwachsene veranstaltet werden.

Es gibt keine zauberhaftere Zeit als die Vorweihnachtszeit, und der Thorner Markt, der schon über eine lange Tradition verfügt und in diesem Jahr bis zum 22. Dezember dauern wird, leistet wieder einen wichtigen Beitrag dazu.



FOTO: ZUZANNA FOSS

### 32. INTERNATIONALES FILMFESTIVAL

#### »EnergaCAMERIMAGE«

Thorn ist erneut zur Welthauptstadt des Films geworden, und zwar dank dem Festival *EnergaCAMERIMAGE*, das vom 16. bis zum 23. November – und in diesem Jahr schon zum 32. Mal – stattgefunden hat.

Diese Veranstaltung ist nahezu einzigartig, weil sie sich auf die Rolle der Kameralente konzent-

riert, die bei anderen Filmwettbewerben oft im Schatten der Regisseure und Schauspieler stehen. Das Festival unterstreicht die Bedeutung des visuellen Gestaltens beim filmischen Erzählen von Geschichten und bietet Kameralenten einen Raum, ihre Leistungen und künstlerischen Visionen zu präsentieren. Dadurch ist *CAMERIMAGE* zu einem internationalen Forum geworden, auf dem Filme-

macher aus aller Welt konzeptionelle Entwürfe und kreative Erfahrungen austauschen können.

Jedes Jahr wird das Festival von Weltstars besucht. Zu den bisherigen Gästen zählen beispielsweise David Lynch, Quentin Tarantino, Wil-

lem Defoe und Adam Driver. Die prominenteste Teilnehmerin – und zugleich die Jury-Präsidentin des Hauptwettbewerbs – war diesmal die renommierte Schauspielerin und zweifache Oscar-Preisträgerin Cate Blanchett.

Im Rahmen des Festivals wurde überdies Julian Rosefeldts vielbeachtete deutsch-australische Filminstallation *Manifesto* aus dem Jahr 2015 gezeigt. Sie besteht aus zwölf Einzelfilmen, die synchronisiert in einer Endlosschleife in einem Raum auf verschiedenen Projektions-



Cate Blanchett mit einer der Wettbewerbstrophäen, einem »Goldenen Frosch«

flächen simultan gezeigt werden. In diesen kurzen Filmen trägt Cate Blanchett in 13 verschiedenen Rollen *Manifeste* unterschiedlicher Schriftsteller, Philosophen, Maler, Tänzer, Regisseure oder Architekten vor: von Karl Marx über Kasimir Malewitsch und Bruno Taut bis zu Guillaume Apollinaire und Lars von Trier.

Eröffnung des Festivals in Kulturzentrum JORDANKI



Die Inhaber der neuen Galerie, Jadwiga Czarnecka und Marek Czarnecki, bei der Eröffnungsfeier



Blick in die Eröffnungsausstellung



Teilnehmer des Foto-Projekts

FOTOS: FACEBOOK BLACKWALL GALLERY OF PHOTOGRAPHY

**EINE NEUE FOTOGALERIE** Am 17. Oktober eröffnete das bekannte Thorner Fotokünstler-Ehepaar Jadwiga Czarnecka und Marek Czarnecki in der Różana-Straße (der früheren Windstraße) die Foto-Galerie BLACKWALL [Schwarze Wand]. An der von vielen Interessenten besuchten Eröffnungsfeier, die musikalisch von der »Hinterhof-Band« *Ferajna Bydgoska* umrahmt wurde, nahmen auch der stellvertretende Bürgermeister, Adam Szponka, der Leiter der Kulturabteilung, Zbigniew Derkowski, sowie Vertreter des lokalen Fernsehens und Radios teil.

Zur Eröffnung wurde (bis zum 9. November) eine Foto-Ausstellung mit dem Titel *Wehikuł czasu – podróż do Torunia lat 30. XX w.* [Zeitmaschine – eine Reise ins Thorn der 1930er Jahre] gezeigt. Sie brachte den Betrachtern

die Atmosphäre des alten Thorn näher, gab vertraute Orte auf eine völlig neue Weise wieder und setzte Menschen in Szene, die die Urgroßeltern oder Großeltern der heutigen Einwohner hätten gewesen sein können.

Die Fotoaufnahmen fanden in diesem Sommer statt und knüpften an das Reenactment-Projekt des 20. Aprils 1924 an, über das hier jüngst (WP 2/2024) berichtet worden ist. Auch an dieser Umsetzung in ein anderes künstlerisches Medium waren viele Mitwirkende der »Stiftung Historisches und Militärisches Museum« beteiligt und machten bei ihrer Tätigkeit an einem professionellen Filmset eine Reihe spannender neuer und aufschlussreicher Erfahrungen.

**SILVESTERNACHT IN THORN?** Seit Anfang November herrschte in der Stadt eine gespannte Atmosphäre, denn es gab Gerüchte, dass das landesweit berühmte Silvesterkonzert des Fernsehsenders POLSAT – *Sylwester z Polsatem* – hier stattfinden sollte. Dies war für die Einwohner von Thorn umso verlockender, als in der Stadt seit der COVID-19-Pandemie keine Silvesterparty mehr stattgefunden hatte.

Und das Beste daran war, dass sich dieses Gerücht tatsächlich bewahrheitet hat! Ende November 2024, fast unmittelbar nach der Eröffnung des

Thorner Weihnachtsmarktes, begannen die Vorbereitungen für die Veranstaltung. Auf dem Altstädter Ring wurde eine riesige Bühne aufgebaut, auf der bald polnische Stars auftreten werden. Die Bühne wurde ganz bewusst neben dem Alten Rathaus aufgestellt, denn man rechnet darauf, dass die Kombination des malerischsten, bekanntesten Ortes von Thorn und die Auftritte der bekannten Sängerinnen und Sänger Millionen von Zuschauern aus ganz Polen vor die Fernsehgeräte locken werden. Die letztjährige Silvesterparty auf POLSAT wurde von 7,3 Mio. Zuschauern verfolgt. Deshalb

achten die Organisatoren auf jedes Detail und lassen sich dabei von der Hoffnung leiten, in diesem Jahr ein noch höheres Ergebnis zu erzielen.

Offiziell können aus Sicherheitsgründen nur 10.000 Menschen an der Silvesterparty auf dem Altstädter Ring teilnehmen. Das bedeutet, dass nur etwa sechs Prozent der Stadtbevölkerung die Veranstaltung vor Ort live verfolgen dürfen. Die anderen müssen das neue Jahr in einer speziellen Vergnügungszone begrüßen, die rund um die Weichsel-Boulevards eingerichtet werden soll.

Zuzanna Foss

# Zwischen Mythos und Moderne

## *Der Westpreußen-Kongress 2024 befasste sich mit politischen Dynamiken und kulturellen Herausforderungen der selbstständigen Provinz Westpreußen von 1878 bis 1920*

WESTPREUSSENS KURZES SILBERNES ZEITALTER – AUFBRUCH DER PREUSSISCHEN PROVINZ IN DER KAISERZEIT lautete der Titel des Westpreußen-Kongresses 2024, der vom 27. bis 29. September in Warendorf tagte. Die gezielt eingeleitete Restitution einer eigenständigen Provinz im Jahr 1878 kann als Beginn des »Silbernen Zeitalters« Westpreußens bezeichnet werden, das sich bewusst auf das »Goldene Zeitalter« der Herrschaft des Deutschen Ordens bezog. Diese historische Bezugnahme zeitigte jedoch eine ambivalente politische Dynamik: Während Westpreußen nach der Reichsgründung von 1871 eine beeindruckende ökonomische Entwicklung erlebte, war diese historische Phase zugleich von einem wachsenden Nationalismus auf deutscher – und in Reaktion hierauf auch von polnischer – Seite geprägt. Die Politik Preußens und die Haltung der deutschen Mehrheitsbevölkerung, die das »Deutschtum« stark betonten, führten zu einer zunehmenden Ausgrenzung der polnischen und kaschubischen Volksgruppe. Solche nationalistischen Tendenzen begünstigten die Politisierung der Gesellschaft und schufen Spannungen, die die Stabilität der Region untergruben. Der scheinbare Fortschritt des »Silbernen Zeitalters« war somit begleitet von gesellschaftlichen Konflikten, die in der historischen Zäsur von 1919/1920 – der Auflösung der Provinz nach dem Ersten Weltkrieg – mündeten. So erwies sich dieses Zeitalter letztlich als ein »Tanz auf einem Vulkan«. Unter diesem aussagekräftigen Titel steht wiederum die gegenwärtige Sonderausstellung des Westpreußischen Landesmuseums. Im Zeichen einer im vergangenen Jahr erneut aufgenommenen Zusammenarbeit zwischen der Westpreußischen Gesellschaft und dem Westpreußischen Landesmuseum lud dieses die Tagungsteilnehmer zur intensiven Auseinandersetzung mit der Ausstellung ein.

Zunächst aber eröffnete Dr. Christian PLETZING (Flensburg) am Abend des 27. September den Kongress mit einem Vortrag unter dem Titel *Aufbruch und Emanzipation? Von der »Provinz Preußen« zur Wiederbegründung der Provinz Westpreußen 1878*. Dabei zeichnete der Historiker die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen nach, die sieben Jahre nach Gründung des Deutschen Reichs zur Wiederherstellung der Provinz Westpreußen führten. Vorausgegangen war – im Anschluss an die Reorganisation Preußens nach dem Wiener Kongress von 1815 – die Vereinigung von Ost- und Westpreußen zur »Provinz Preußen« im Jahr 1829 unter Oberpräsident Theodor von Schön. Dessen Ziel war es, ein neues preußisches Landesbewusstsein zu schaffen, das auf der Tradition des Deutschen Ordens basierte. Im 19. Jahrhundert erlebte die Provinz dynamische Entwicklungen: Hatte Königsberg im Vormärz als liberales politisches Zentrum gegolten, entwickelte sich nun Danzig ab den 1860er Jahren zur wirtschaftlich und politisch führenden Stadt, unterstützt durch den florierenden Handel über den Danziger Hafen und verschiedene städtische Modernisierungsprojekte. Die wachsenden wirtschaftlichen und administrativen Unterschiede zwischen Ost- und Westpreußen führten ab 1872 zu verstärkten



Dr. Christian Pletzing



PD Dr. Lutz Oberdörfer

Forderungen nach einer Teilung der Provinz, insbesondere da Westpreußen sich in der gemeinsamen Verwaltung benachteiligt fühlte. Trotz intensiver Lobbyarbeit und hitziger Debatten in Landtag und Abgeordnetenhaus wurde die Trennung zunächst abgelehnt. 1877 setzte sich die »Danziger Agitation« jedoch durch, und das Staatsministerium stimmte der Teilung zu. Am 1. April 1878 wurde die Provinz Westpreußen offiziell wiederhergestellt – ein Erfolg, der als Aufbruch hin zu einer neuen regionalen Identität gefeiert wurde.

PD Dr. Lutz OBERDÖRFER (Greifswald) referierte am Morgen des 28. September über *Die wirtschaftliche Entwicklung der Provinz Westpreußen im Deutschen Kaiserreich*. Sein Beitrag beleuchtete den schwierigen Weg vom agrarischen Hinterland zu einer modernen Provinz. Während sich einzelne Regionen in eine Industriegesellschaft wandeln konnten, waren in anderen Teilen Westpreußens zunächst noch die Abwanderung von Arbeitskräften sowie die Randlage innerhalb des Kaiserreichs als nachhaltig hemmende Faktoren eines sozioökonomischen Aufschwungs spürbar. OBERDÖRFER hob hervor, dass dann vor allem der Ausbau der Infrastruktur – insbesondere des Eisenbahnnetzes – ab etwa 1900 einen Wendepunkt markierte: »Westpreußen war kein Stillstandsgebiet, sondern eine Region des verzögerten Fortschritts.« Dennoch blieb die wirtschaftliche Dynamik ungleich verteilt: Während Städte wie Danzig durch Großbetriebe und die Hafenentwicklung florierten, stagnierten ländliche Gebiete trotz Fortschritten in der Landwirtschaft. Der Vortrag schloss mit einer Analyse der politischen und wirtschaftlichen Fördermaßnahmen, die die Grundlage für eine regional diversifizierte Wirtschaft legten: Wenn sie auch erst in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs spürbare Wirkung zeigten, trugen sie doch zu einer gesellschaftlichen Modernisierung sowie einer merklichen Hebung des Lebensstandards bei.

Im Zentrum des Vortrags *Die Rückbesinnung auf Westpreußens »Goldenes Zeitalter«: Das Projekt des Deutschen Ordens und seine Vollendung in der Hohenzollern-Herrschaft* von Martin KOSCHNY M. A. (Warendorf) stand die vielschichtige historische Rolle des Deutschen Ordens und dessen spätere ideologische Aufladung durch die Hohenzollern-Dynastie. Der Referent zeichnete eindrucksvoll den Weg des Ordens von seinen Ursprüngen als Spitalbruderschaft im Heiligen Land bis zur Etablierung eines mächtigen Ordensstaates im Ostseeraum nach. Dabei akzentuierte er, in welcher Weise die mili-



Martin Koschny M. A.

tärischen, administrativen und missionarischen Aktivitäten den Ordensstaat prägten und damit zur späteren Stilisierung dieser Epoche als »Goldenes Zeitalter« Westpreußens beitrugen. Sodann zeichnete der Vortrag jedoch auch die langsam voranschreitende Schwächung des Ordens durch externe Konflikte, insbesondere mit Polen-Litauen, sowie die interne Säkularisierung im Jahr 1525 nach. In einem zweiten Schritt arbeitete KOSCHNY die Instrumentalisierung des historischen Erbes des Deutschen Ordens durch die Hohenzollern ab dem 19. Jahrhundert heraus. Besonders die Restaurierung der Marienburg sowie die pompöse Feier zur Eröffnung von Hochschloss und Schlosskirche 1902 unter Kaiser Wilhelm II. verdeutlichten, wie die mittelalterliche Symbolik des Ordens für die preußisch-deutsche Nationalitätenpolitik nutzbar gemacht wurde. Der Kaiser selbst entwarf das Narrativ einer historischen Kontinuität bis in die eigene politische Gegenwart und erklärte in seiner Rede: »Jetzt ist es wieder so weit. Polnischer Übermut will dem Deutschtum zu nahe treten, und ich bin gezwungen, mein Volk aufzurufen zur Wahrung seiner nationalen Güter.« Der Vortrag eröffnete einen kritischen Blick auf die ideologischen Verzerrungen, die sich aus der Glorifizierung des Deutschen Ordens zum Nationalmythos im Deutschen Reich ergaben, und bot damit ein eindrucksvolles Beispiel für die Wirkungsmacht dieser Geschichtskonstruktion.

Martin KOSCHNY, der seit diesem Jahr das Westpreußische Landesmuseum leitet, blieb dem Auditorium nach seinem Vortrag als Gesprächspartner erhalten. In einem gemeinsamen Workshop mit dem Tagungsleiter und Vorsitzenden der Westpreußischen Gesellschaft, Prof. Dr. Erik FISCHER, erarbeitete er zusammen mit dem Publikum (und moderiert durch den Berichterstatter) Grundlinien einer musealen Darstellung des Problemkreises, mit dem sich der Kongress befasste. Diese Diskussion erschloss auf diese Weise zu-



Museologischer Workshop (v.l.n.r.): Dipl.-Theol. Tilman Asmus Fischer (Moderator), Martin Koschny M. A. (Museumsdirektor), Prof. Dr. Erik Fischer (Tagungsleiter)



Besuch der Tagungsteilnehmer in der thematisch eng mit dem Kongress verknüpften Ausstellung des Westpreußischen Landesmuseums

gleich zentrale konzeptionelle Ansätze der gegenwärtigen Sonderausstellung des Landesmuseums.

Im Anschluss an diese museologischen Erkundungen hatten die Teilnehmer des Kongresses Gelegenheit, die Ausstellung selbst in den Blick zu nehmen. Im klug durchdachten Arrangement der vielfältigen Dokumente werden die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen der wiederentstandenen Provinz ebenso dargestellt wie ihre inneren Konflikte und Widersprüche. Ein Zeitstrahl veranschaulicht die Verflechtung unterschiedlicher Ereignisse, während zwölf Emblemata als symbolische Sinnbilder die prägenden Kräfte dieser Epoche erschließen. Raumkörper und Biographien prominenter Persönlichkeiten geben Einblicke in die facettenreichen gesellschaftlichen Zusammenhänge dieser Zeit und vermitteln einen plastischen Eindruck von den Spannungen zwischen deutschen und polnischen Kulturträgern.

Zurückgekehrt ins Tagungshaus, beleuchtete Prof. Dr. Jens BOYSEN (Warschau) in seinem Vortrag *Nationale Spaltung statt regionaler Integration: Die Polenpolitik im Deutschen Reich und ihre Konsequenzen für die Provinz Westpreußen* die historische Entwicklung der Beziehungen zwischen dem deutschen Staat und der polnischen Volksgruppe in den Ostprovinzen des Kaiserreichs und stellte dabei Westpreußen in den Fokus. Der Vortrag begann mit einer Analyse der demografischen und wirtschaftlichen Struktur Westpreußens, das im Vergleich zur Provinz Posen eine stärkere deutsche Prägung aufwies, weshalb sich hier auch die deutsche Polenpolitik weniger



Prof. Dr. Jens Boysen



Joanna Stanclik M. A.



Prof. Dr. Bettina Schlüter

drastisch auswirkte. Detailliert beleuchtete BOYSEN die »Ostflucht« und die Ansiedlungspolitik des Deutschen Reiches. Er zeigte, dass Maßnahmen wie das Ansiedlungsgesetz von 1886, das den Zuzug deutscher Bauern fördern sollte, nur begrenzte Erfolge erzielten. Stattdessen stieg die wirtschaftliche und organisatorische Stärke der polnischen Bevölkerung durch die Entstehung genossenschaftlicher Strukturen und Banken. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Referent dem Kulturkampf, der nicht nur die polnische, sondern auch die katholische deutsche Bevölkerung betraf. Diese Auseinandersetzungen führten zu einer Solidarisierung mit der Kirche und einer stärkeren Orientierung der Polen an ihrer eigenen nationalen Identität. BOYSEN betonte: »Die Polenpolitik des Kaiserreichs hat vor allem eines bewirkt: Sie stärkte das Bewusstsein für die Eigenständigkeit der polnischen Nation.« Abschließend reflektierte der Referent die langfristigen Folgen der Polenpolitik, insbesondere die Zerstörung gewachsener Strukturen nach dem Ersten Weltkrieg, die darauf zielte, die Ansiedlungspolitik rückgängig zu machen, und in den folgenden Jahren viele Deutsche verdrängte. Der Vortrag verdeutlichte, wie die politischen Maßnahmen nicht nur das Zusammenleben ethnischer Gruppen beeinträchtigten, sondern auch ungewollt zur polnischen Nationsbildung beitrugen.

Beschlossen wurde der Samstag durch die (in der vorhergehenden Ausgabe dokumentierte) Verleihung der Westpreußen-Medaille 2024 an Piotr Olecki, den Gründer und Leiter des »Militärhistorischen Museums« in Thorn.

Joanna STANCLIK M. A. (Thorn) nahm am Morgen des 29. September die Zuhörer in ihrem Vortrag *Bekenntnisse zum Reich und zu Deutschland: Imperiale Stadtarchitektur und die Besetzung des öffentlichen Raums in Westpreußen* mit auf einen Spaziergang durch die Architekturgeschichte Thorns und Danzigs. Dabei beleuchtete sie die Entwicklung öffentlicher Bauten und deren symbolische Aufladung im Kontext der deutschen und polnischen Geschichte. In Danzig bildeten das Altstädtische Rathaus und der Artushof zentrale Wahrzeichen, die sowohl in der Blütezeit der Hanse als auch später die Identität der Stadt prägten. Mit der Urbanisierung im 19. Jahrhundert entstanden neue repräsentative Bauten wie das Oberpräsidialgebäude oder das Polizeidienstgebäude im Stil der Renaissance. Der Abbruch der Festungswälle ermöglichte die Errichtung von Verwaltungsgebäuden wie der Reichsbank und dem Hauptbahnhof, die optisch durch eine Mischung aus Backstein und Sandstein auffielen. Thorn wurde durch seinen Festungscharakter geprägt, der erst Ende des 19. Jahrhunderts durch die Stadterweiterung und die Planung neuer Wohn- und Militärviertel wie der Wilhelmstadt aufgelockert wurde. Auch hier dominierte der Neurenaissancestil, sichtbar an Bauten wie dem Königlichen Amtsgericht und der Reformierten Kirche. Prägend

war die Errichtung von Kasernen und Mietshäusern, die den militärischen und zivilen Alltag vereinten. Die Referentin veranschaulichte die Verbindung von Architektur und Macht, indem sie auf Denkmäler und Gebäude hinwies, die die preußisch-deutsche Herrschaft symbolisierten, darunter das Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Insgesamt verdeutlichte der Vortrag, wie Architektur als Ausdrucksmittel nationaler Identität und politischer Ambitionen eingesetzt wurde.

Prof. Dr. Bettina SCHLÜTER (Bonn) wiederum führte die Zuhörer in ihrem Vortrag *Farben – Töne – Wörter – Bilder* in, wie der Untertitel lautete, *Die Landessymbole der autonomen preußischen Provinz Westpreußen* ein. Im Mittelpunkt standen das Westpreußenlied und das Provinzialwappen, deren Entstehung und Wirkung sie detailliert analysierte. Zu Beginn beleuchtete sie die »performative Kraft« von Symbolen, die abstrakte Ideen in greifbare Formen übersetzen und kollektive Identität stiften. Sie zeigte, wie das Westpreußenlied durch seine eingängige Melodie und den patriotischen Text die Verbundenheit zur Region stärkte. Diese Hymne, 1901 gedichtet, entwickelte sich besonders während der Abstimmungskämpfe von 1920 zur kollektiven Ausdrucksform einer Gemeinschaft, die sich als bedroht empfand. SCHLÜTER betonte die emotionale Kraft des gemeinsamen Singens, das nicht nur Erinnerungen wachhielt, sondern auch politisch mobilisierte. Das Provinzialwappen stellte die Referentin als ein politisch umkämpftes Symbol vor. Es repräsentiere Westpreußens komplexe Geschichte, in der sich Loyalitäten zwischen Deutschem Orden, Polen und Preußen durchkreuzten. Die Einführung des Wappens 1881 mit dem schwarzen Adler und dem schwertbewehrten Arm spiegelte nationale und regionale Identitätskonflikte wider, die bis heute Nachhall finden. Abschließend reflektierte Schlüter den Bedeutungswandel solcher Symbole. Diese sind mittlerweile Teil einer Erinnerungskultur geworden, die die nationale Vergangenheit kritisch einzuordnen und den europäischen Raum als gemeinsames Kulturerbe zu akzentuieren vermag. Ihr Vortrag verband historische Analyse mit der Reflexion aktueller erinnerungspolitischer Tendenzen und sensibilisierte für die vielschichtige Bedeutung historischer Symbole.

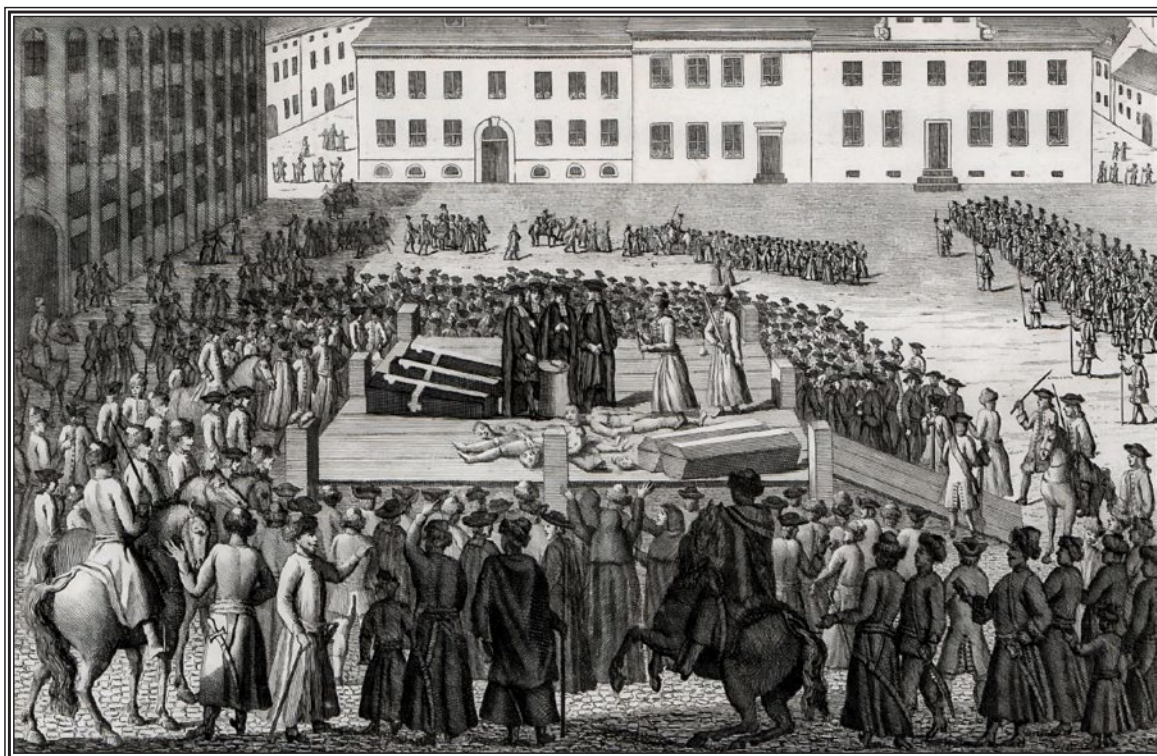
In der Abschlussdiskussion traten die vielfältigen Aspekte der in den drei Tagen diskutierten Zugänge noch einmal deutlich hervor. Dabei zeigte sich hier erneut, dass die Weise, in der heute Westpreußens »Silbernes Zeitalter« erinnert werden kann, nicht eindimensional zu verstehen ist und vielfältige Wahrnehmungen das Bild von diesem historischen Zeitraum prägen. In seinen Schlussworten dankte der Tagungsleiter allen Referentinnen sowie Referenten und darüber hinaus dem Bundesministerium des Innern und für Heimat, das den Kongress durch seine großzügige finanzielle Förderung ermöglicht hatte.

[st](#) Tilman Asmus Fischer

# Der »Thorner Tumult« von 1724

Ein Gipfelpunkt der religiösen Auseinandersetzungen in der Ersten Polnischen Republik – ein Rückblick nach 300 Jahren

Von Joanna Stanclik



*Zeitgenössische Darstellung der Exekutionen im Rahmen des sogenannten »Thorner Blutgerichts« am 9. Dezember 1724. Diese Abbildung aus Johann Theodor Jablonskis Veröffentlichung *Das betrübte Thorn* (Berlin 1725) repräsentiert die Vorstellung des Westens von der Intoleranz und Rückständigkeit des polnisch-litauischen Staats und wurde fortwährend propagandistisch genutzt, um konfessionelle wie nationale Gegensätze anzuheizen.*

## Eine schweigende Stadt

Diesen Beitrag schreibe ich am 16. Juli 2024. Vor drei Jahrhunderten, im Sommer und folgenden Winter des Jahres 1724, war Thorn Schauplatz von Ereignissen, die unter dem Namen »Thorner Tumult« in die Geschichte eingegangen sind. Ich kenne die Orte, an denen sich die tragischen Szenen ereignet haben, sie sind mir vertraut: die Altstadt wie die Neustadt, die heute zum UNESCO-Weltkulturerbe zählen.

Fast täglich komme ich an der Jakobikirche, am Jesuitenkollegium und am Altstädtischen Rathaus vorbei und sehe keinerlei Spuren, die auf die Geschehnisse des Jahres 1724 hindeuten; keine Gedenktafel, kein Hinweisschild erinnern an das Geschehen. Die Stadt schweigt. Die einzige Ausnahme stellt eine Tafel an der früheren Residenz von Johann Gottfried Rösner in der Kulmerstraße dar, deren Inschrift in sachlichem Ton über den damaligen Bürgermeister, eines der Opfer jenes Tumults, informiert.

Niemals wurde mir seit meiner Kindheit vermittelt, dass es derartige Ereignisse einmal in meiner Heimatstadt gegeben hat. Kein Handbuch der Geschichte thematisierte die konfessionellen Unterschiede und die daraus resultierenden Konflikte. Schon gar nicht wurde das »Blutgericht« in Thorn erwähnt; es war in der polnischen Geschichtsschreibung nahezu nicht existent.

Anlässlich des 300. Jahrestages des Tumults von 1724 erschien nun in der polnischen Tageszeitung *GAZETA WYBORCZA* jedoch ein Artikel von Piotr Gluchowski; ein weiterer Bericht wurde in der Thorner Tageszeitung *Nowości* veröffentlicht. Dies zeigt: Die Geschehnisse sind keineswegs unbekannt. Sie wurden verschwiegen und sind allmählich aus dem Bewusstsein der Einwohner verschwunden. Der markante Gedenktag rückt sie 2024, nach 300 Jahren, aber neuerlich in das Licht der Öffentlichkeit.

Wer waren nun diese historischen Akteure, die Opfer und die Täter, die Angeklagten und die Richter – und wer



*Gedenktafel für den 1724 hingerichteten Bürgermeister Johann Gottfried Rösner an einem Miets-  
haus in der Chełmińska-  
Straße 28*



*Porträt von Johann Gottfried Rösner,  
der sich »durch seine Standhaftigkeit  
im Leben wie im Tod ruhmvoll verdient  
gemacht« habe (veröffentlicht 1727 in  
der 2. Aufl. von Jacob Heinrich Zerneckes  
Thornischer Chronica)*

waren letztlich die Schuldigen an den Geschehnissen, an die offenkundig nur ungern erinnert wird? – Lassen Sie uns tiefer in diese Geschichte eintauchen.

## Die Ereignisse von 1724

Hinter dem Thorner Tumult stehen die blutigen religiösen Ausschreitungen zwischen Katholiken und Protestanten, die sich am 16. und 17. Juli 1724 abspielten und weitreichende Folgen hatten. Der Tumult wurde dadurch bekannt, dass er der einzige Fall einer äußerst schwerwiegenden Einmischung der polnischen Staatsgewalt in die inneren Angelegenheiten der Stadt war, die damals noch über umfangreiche Selbstverwaltungsbefugnisse und das Privileg der Religionsfreiheit verfügte. Dieser Übergriff resultierte aus der Politik des katholischen (ex-protestantischen) Königs August II. von Sachsen sowie dem Druck fanatischer katholischer Kreise in der religiös wenig toleranten polnisch-litauischen Adelsrepublik. Er zielte darauf ab, das protestantische Thorn zu bestrafen, da dessen eigenständige Politik und Freiheit seit jeher ein Dorn im Auge des polnischen Adels waren. Es ging im Kern um eine Machtdemonstration, nicht nur Thorn, sondern auch dem Königlichen Preußen insgesamt gegenüber, das eine der wichtigsten Provinzen des Königreichs Polen-Litauen bildete.

Die Unruhen scheinen ziemlich harmlos begonnen zu haben, endeten jedoch in einem Fanal. Am 16. Juli, während der katholischen Prozession zu Ehren der Gottesmutter an der neustädtischen Jacobikirche, kommt es zum Streit zwischen Jugendlichen – Schülern des Jesuitenkollegiums und des Akademischen Protestantischen Gymnasiums. Die Prozession verlässt den Kirchfriedhof und begibt sich auf die Straßen der Stadt, was aber durch städtisches Gesetz verboten ist. Gemäß der geltenden Rechtsordnung ist es untersagt, kirchliche Zeremonien und Feierlichkeiten außerhalb von Friedhöfen

und Kirchengebäuden abzuhalten, um das Risiko von Provokationen und Unruhen zu vermeiden. Die Prozession wird von lutherischen Bürgern beobachtet, woraufhin einer der katholischen Schüler verlangt, dass diese ihre Mützen abnehmen und vor dem Heiligen Sakrament niederknien sollen. Diese Aufforderung empört die umstehenden Zeugen. Der Provokateur vom Jesuitenkollegium, der Schüler Stanisław Lisiecki, wirft einem Burschen die Kopfbedeckung ab, ein weiterer Schüler schlägt ihn, was eine Prügelei auslöst.

Seit langem schon gibt es Streitigkeiten und Verspottungen seitens der Katholiken, diesmal aber spitzt sich die Situation schnell weiter zu. Es kommt zu einer Schlägerei zwischen beiden Parteien, in deren Verlauf zwei lutherische Gymnasiasten in die katholische Schule entführt und im Keller des Schulgebäudes eingesperrt werden. Die empörten Bürger stürmen daraufhin das Gebäude, um die beiden Jungen zu befreien. Dabei plündern sie die Räume, Bilder werden beschädigt, Bücher verbrannt. Am nächsten Tag eskalieren Aufruhr und Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien weiter. Die Soldaten der Stadtwache bekommen keine Befehle, einzugreifen und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Nur der Provokateur Lisiecki wird verhaftet, – dann aber wieder auf freien Fuß gesetzt.

Die Thorner protestantischen Behörden unternehmen keine Schritte, die Unruhen zu dämpfen und sie im Nachhinein aufzuklären. Zwar werden Zeugen befragt, aber man zögert mit Entscheidungen. Der Stadtrat nimmt die Sache anscheinend nicht ernst genug, selbst dann noch nicht, als sie schon in der Zuständigkeit des Warschauer Gerichts liegt. Es wird offenbar auf das traditionell träge Vorgehen in polnischen Gerichtsverfahren vertraut.

Der Fall wird aber von Jesuiten in ganz Polen bekannt gemacht und in der Folge von König August II. zur Stärkung seiner Position unter polnischen Adligen sowie zur Einschränkung der Autonomie der preußischen Städte ausgenutzt. Das Assessorialgericht in Warschau wird beauftragt, die Vorkommnisse zu untersuchen und ein Urteil zu fällen, da mittlerweile von Seiten der Jesuiten gegen mehrere Protestanten Anklage erhoben wurde. Unmittelbar nach Einreichung der Klage wendet sich der Stadtrat an den König, wobei er sich vermutlich einen fairen Prozess erhofft, zugleich jedoch bereits einen negativen Ausgang befürchtet. Dennoch wird kein kompetenter Rechtsbeistand nach Warschau entsandt. In einer ersten Untersuchung (am 13. Oktober 1724) identifiziert eine Sonderkommission die Verantwortlichen des Vorfalles –



Zeitgenössische Darstellung der  
Hinrichtung von Bürgermeister Rösner

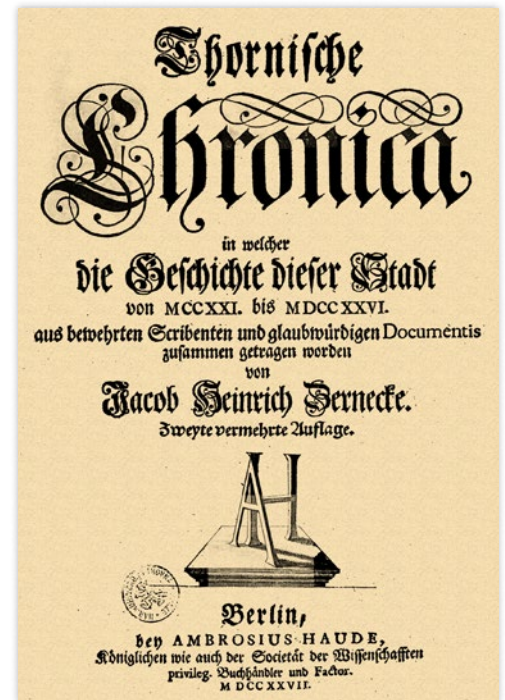


Im unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen in Thorn erschien in Königsberg eine deutsche Übersetzung des in Warschau gefällten Urteils und machte dessen Stoßrichtung – und Willkürlichkeit – auch im deutschen Sprachraum allgemeiner bekannt.

wache. In Europa schlägt der Fall bereits hohe Wellen.

Das Urteil wird am 20. November verkündet, woraufhin die königliche polnische Krongarde (2.400 Soldaten) unter dem Kommando eines gewissen Lubomirski in die Stadt Thorn einmarschiert. Schließlich, am 7. Dezember 1724, werden die Todesurteile vollstreckt. Bürgermeister Jacob Heinrich Zerneck entgeht der Strafe (wie auch zwei weitere Personen, deren Namen nicht überliefert sind), indem er begnadigt wird, und zieht umgehend nach Danzig. Seine Güter werden zugunsten der Jesuiten konfisziert, darunter auch seine Residenz in der heutigen Seglerstraße. Einer der Verurteilten, David Heyder, konvertiert zum Katholizismus und rettet damit seinen Kopf. Bürgermeister Johann Gottfried Rösner wird im Rathauhof enthauptet, den übrigen vier protestantischen Verurteilten werden – bevor man sie vor dem Rathaus köpft – noch die Hände abgehakt und die Bäuche aufgeschnitten, einem von ihnen wird das Herz heraus-

es werden ausschließlich Protestanten benannt. Das Gericht nimmt daraufhin seine Arbeit auf und erlässt am 16. November ein einseitiges und unverhältnismäßig strenges Urteil. Dieses Kollegium, bestehend aus zwanzig Katholiken mit einer negativen Voreinstellung, von denen einige sogar persönliche Auseinandersetzungen mit der Stadt führen, verurteilt vierzehn der Angeklagten zum Tode. Unter den Verurteilten befinden sich zwei Bürgermeister und zwölf direkt am Aufruhr Beteiligte. Mehr als vierzig Personen werden zu Gefängnisstrafen verurteilt, darunter der Kommandant der Stadt-



*Titelblatt von Jacob Heinrich Zerneck: Thornische Chronica in welcher die Geschichte dieser Stadt von 1221 bis 1726 aus bewehrten Scribenten und glaubwürdigen Documentis zusammen getragen worden, Berlin 1727. Am Ende des Bandes geht Zerneck auf das Jahr 1724 ein und schildert hier (S. 450f.) die vielfachen Bemühungen, ihm die Vollstreckung des Todesurteils zu ersparen: Dem Tode zu entgehen, »müsste ich mich eiligst entschließen, entweder zu ihrer Religion zu treten, oder durch die Kap-Fenster [kleine Dachfenster] zu denen Jesuiten, so fleißig meiner erwarten [...], zu entfliehen«. Solche Anfechtungen habe er aber auch weiterhin »durch Göttliche Gnade und Heiligen Geistes Beistand getrost überwunden«. Schließlich muss er »recht schmerzlich die Hinrichtung sowohl des Herrn Präsidenten Rösner, als derer andern Bürger, vernehmen« – und erfährt erst jetzt, dass seine Hinrichtung noch aufgeschoben worden sei.*

gerissen. Die Szene spielt sich vor dem Rathaus ab, wo sodann die nächsten fünf Verurteilten ebenfalls hingerichtet werden. Insgesamt verlieren zehn Menschen ihr Leben. Danach werden die Leichen der Opfer zerstückelt und außerhalb der Stadt verbrannt.

In weiteren Gerichtsbeschlüssen wird eine Parität im Stadtrat und die Übergabe der Marienkirche, der Hauptkirche der Protestanten mit dem integrierten Gebäude des Protestantischen Gymnasiums (dem früheren Kloster der Franziskaner), an die Katholiken festgelegt. Die Akademische Schule ist an einen Ort außerhalb der Stadt zu verlegen. Des Weiteren wird eine katholische Zensur verhängt und die Pastoren K. A. Geret und Efraim Oloff müssen die Stadt verlassen. Bei der Besetzung des Stadtrats werden allerdings nur vier Positionen von Katholiken belegt, obschon ihnen gemäß Gerichtsbeschluss die Hälfte der Plätze zugesichert worden war.

Die teils diplomatischen, teils polemischen Proteste und Interventionen der westlichen Nachbarstaaten, die sich über den Rückfall Polens in das »finstere Mittelalter« entsetzen, bleiben ohne jede erkennbare Wirkung.



Porträt von Jacob  
Heinrich Zerneck  
(Frontispiz seiner  
Thornischen Chronica)



Silberne Gedenkmedaille, unmittelbar nach dem 7. Dezember in Thorn geprägt. Das Feld auf der Vorderseite zeigt eine an einem Schild mit dem Stadtwappen trauernde Frauengestalt als Allegorie der Stadt sowie im Hintergrund deren Silhouette; das Feld der Rückseite wird von einer Exekutionsszene eingenommen. Die Umschrift auf beiden Seiten lautet: »Der Freiheit Thorns wurde Gewalt angetan / durch die Grausamkeit der Jesuiten«. In den beiden unteren Segmenten stehen (l.) das Datum, der 7. Dezember 1724, und (r.) die Angabe: »Es wurden ein Bürgermeister und neun Bürger hingschlachtet«.

Von nun an aber wird das »Thorner Blutgericht« zum Inbegriff der Vorstellungen des Westens von der Intoleranz und Rückständigkeit des polnisch-litauischen Staats und fortwährend propagandistisch genutzt, um die Erste Polnische Republik dauerhaft zu diskreditieren und konfessionelle wie nationale Gegensätze anzuheizen.

## Eine lange Vorgeschichte

Die Anfänge der Unruhen in Thorn reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Unter den Bürgern verbreiten sich rasch Martin Luthers Schriften und seine Bibelübersetzung. Die Reformation beginnt hier bereits im Jahr 1521, und zwar mit einem bedeutsamen Vorfall: Die Bürger bewerfen den päpstlichen Legaten und die ihn begleitenden Bischöfe, die ein Bild von Martin Luther und die als ketzerisch bezeichneten Schriften öffentlich zu verbrennen versuchen, mit Steinen. In der Folgezeit finden bereits erste Gottesdienste statt. Man kann daher von 400 Jahren Protestantismus in Thorn sprechen (1521–1920), was aus Anlass des Jubiläums im Jahre 2017 unter anderem mit einer bedeutenden Ausstellung über 500 Jahre Reformation im Altstädtischen Rathaus gewürdigt wurde.

Die katholische Reform nach dem Tridentinischen Konzil 1563 wird in der Adelsrepublik später in Kraft gesetzt, als dies im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation der Fall ist. Dabei ist die Rolle der Jesuiten nicht zu unterschätzen. In Polen vertreten sie aggressiv die Gegenreformation mit Mitteln ihres eigenen Bildungssystems, religiösen Schultheater-Veranstaltungen im Freien, propagandistisch geprägten Werken der Barockkunst oder Prozessionen im öffentlichen Raum.

Um die Situation der Stadt adäquat zu erfassen, muss man sogar bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen. Thorn verfügt seit 1457 über zahlreiche Privilegien, die ihm von König Kazimierz IV. Jagiellończyk verliehen wurden. Es wird zur freien königlichen Stadt und genießt

fortan volle Autonomie. Im Jahr 1558 gewährt König Sigismund II. August zuerst der Stadt und ein Jahr später dem gesamten Königlichen Preußen das Privileg der Religionsfreiheit. Die Warschauer Konföderation sichert allen konfessionellen Minderheiten religiöse Toleranz in ganz Polen zu. Jeder König seit 1573 leistet im Rahmen der *Pacta conventa* den Eid, den religiösen Frieden zu wahren.

1568 wird das Protestantische Gymnasium gegründet und 1594 zum Akademischen Gymnasium erhoben. 1595 findet in Thorn die Generalsynode der Lutheraner, der Calvinisten und der Böhmisches Brüder statt, auch eine Delegation der orthodoxen Kirche ist unter den Teilnehmern. Während der Synode wird versucht, eine Universität ins Leben zu rufen, was jedoch nicht gelingt. 1596 treffen Jesuiten in der Stadt ein – ein Zeitpunkt, an dem die Gegenreformation bereits in vollem Gange ist. Aus diesem Grund initiiert Bürgermeister Heinrich Stroband (Amtszeit 1587–1609) eine Synode für das gesamte Königreich Polen mit dem erklärten Ziel, Harmonie und Einheit zwischen den Konfessionen herzustellen und Schutz vor den Angriffen der Jesuiten zu erhalten. 1600 nimmt der Jesuitenorden die bis dato von beiden Konfessionen genutzte Johanneskirche in alleinigen Besitz. 1605 wird (laut eines Dokuments des Kulmer Bischofs Piotr Kostka) das Jesuitenkolleg gegründet, was zu Unruhen in der Stadt führt. Ein Jahr später werden die Jesuiten aus der Stadt vertrieben, nachdem es einen Aufruhr während der Prozession zu Fronleichnam gegeben hat. Nach dem Tod des Bürgermeisters Heinrich Stroband im Jahr 1609 kehren die Jesuiten jedoch wieder in die Stadt zurück.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gewinnen die Calvinisten im Thorner Patriziat tiefgreifenden Einfluß, beispielsweise unter den angesehensten Familien wie den Stroband, Lichtfuß, Linderhausen und Zimmermann. Laut Christoph Hartknoch, dem Preußischen Historiker und Rektor des Protestantischen Gymnasiums im



# AUF GOLDENER TREPPE NACH OBEN

*Gelungene Sanierung des  
»Küstentheaters« in Danzig*



*Das erste Theater am Kohlenmarkt war ein klassizistischer  
Bau aus dem Jahr 1801 (Aufnahme vor 1895).*

QUELLE: ARCHIV DER WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT

**V**ORHANDENE GEBÄUDE UMBAUEN statt ständig neu zu bauen: In der gegenwärtigen Architektur-Szene findet dieser Ansatz zunehmend Unterstützung. In Danzig wurde so aus dem auf den ersten Blick unauffälligen Theater am Kohlenmarkt von 1967 ein neues Aushängeschild mit moderner Bühnentechnik. Bereits die zwei Jahrhunderte umfassende Vorgeschichte zeigt, wie Vorhandenes baulich immer wieder neu interpretiert worden ist.

Seit dem EU-Beitritt Polens im Jahr 2004 sind im ganzen Land zahlreiche neue Kulturbauten eröffnet worden. Mit den hinzugekommenen Museen, Konzerthäusern und Theatern hat die polnische Kulturszene auch international an Sichtbarkeit gewonnen. Während der acht Jahre, in denen die PiS-Partei die Regierung stellte, bestimmte – insbesondere bei den Museen – allerdings oft ein Streit um die inhaltliche Ausrichtung die öffentliche Wahrnehmung. Als im Jahr 2017 Paweł Machcewicz, Gründungsdirektor im Danziger Museum des Zweiten Weltkrieges, aus offensichtlich politischen Gründen entlassen wurde, berichteten auch deutsche Medien ausführlich darüber.

Mit etwas Abstand kann man die vielen neuen Häuser nun auch einmal aus baukultureller Sicht in Augenschein nehmen. Der Architekturjournalist Florian Heilmeyer hat das vor Kurzem getan und ist zu dem Schluss gekommen, dass mit der Welle von Kulturbauten in Polen aus den letzten Jahren etwas Bleibendes entstanden ist: Sie seien von »zumeist hoher architektonischer Qualität«. Die Auftragnehmer waren häufig internationale Architekturbüros. Renato Rizzi, ein italienischer Architekturprofessor, der eher als Theoretiker bekannt war, konnte in Danzig das Shakespeare-Theater realisieren, dessen

Dach sich dank einer beeindruckenden Mechanik zum Himmel öffnen lässt. In Stettin war kurz zuvor die neue Philharmonie eröffnet worden, ein Bau des spanischen Architekturbüros BAROZZI VEIGA, der sich als strahlend weiße Krone mit vielen Giebelzacken in die Umgebung einfügt und nachts von innen zu leuchten beginnt. Diese Entwicklung setzt sich weiter fort; in Thorn zum Beispiel entsteht gerade nach Plänen des Voralberger Büros BAUMSCHLAGER EBERLE das Filmzentrum CAMERIMAGE.

## *Neue Umbaukultur findet zunehmend Unterstützung*

Einfach weiter wie bisher geht es mit der baulichen Expansion im Kultursektor jedoch nicht. Nach zwei Jahrzehnten scheint sich eine neue Tendenz abzuzeichnen. Florian Heilmeyer spekuliert über den Beginn einer »postikonischen« Phase, soll heißen: Die aktuell in Bau gehenden Projekte zielten nicht mehr auf große architektonische Gesten. Überwiegend kommen jetzt Architekturbüros aus Polen zum Zug. Sie nähern sich der jeweiligen Bauaufgabe bescheidener, nachdenklicher und sind damit ganz auf der Höhe der internationalen Diskussion. Im deutschsprachigen Raum heißt das diesbezügliche, zurzeit immer geläufiger werdende Schlagwort »Umbaukultur«, und es geht dabei um die Frage, wie vorhandene Gebäude neuen Bedürfnissen angepasst werden können. Lange galten Abriss und Neubau oder das von bestehenden Gegebenheiten völlig entlastete Neubauprojekt »auf der grünen Wiese« fast wie selbstverständlich als beste Lösungen. Dabei liegen die Vorteile des Umbauens auf der Hand: Vorhandene Potentiale werden aktiviert, im besten Fall zü-



Schon häufig umgebaut: Altes Theater am Kohlenmarkt mit veränderter Eingangssituation ab 1904

### Die Kontinuität der »Kaffeemühle«

Die bis 1935 erfolgte »Umgestaltung« des Theaters, das ab 1933 als »Staatstheater« bezeichnet wurde, war dann allerdings tiefgreifend: Es handelte sich um einen Abbruch und »Wiederaufbau des ganzen Hauses«. Die neuen Fassaden in zeittypisch neoklassizistischem, wenn auch nicht übermäßig monumentalem Stil entwarf Otto Kloeppel, der parallel dazu auch die laufende Restaurierung der Danziger Marienkirche betreute. Die Planung des Innenausbaus wurde von Otto Frick übernommen, Direktor der Königsberger Staatsbauschule und Mitverfasser eines weit verbreiteten Lehrbuchs zur Baukonstruktion, das noch heute in aktualisierten Auflagen erscheint. Anstelle des ehemals runden Zuschauerraums im alten Theater am

gig und kostengünstig, gegenüber dem Neubau werden Ressourcen eingespart und Umweltbelastungen gemindert. Die Erfahrung zeigt inzwischen, dass aus dem Wechselspiel von alter Substanz und neuen Konzepten auch bemerkenswerte Bauten entstehen können.

Im Gebiet des ehemaligen Westpreußen findet sich ein erstes signifikantes Beispiel für diesen Ansatz in Gdingen. Das Architekturbüro FUSION STUDIO aus Krakau hat bis 2017 ein ehemaliges Fährterminal so umgebaut, dass dort – inhaltlich naheliegend – das Polnische Emigrationsmuseum einziehen konnte. Am anderen Ende der Dreistadt kam vor einiger Zeit ein Umbauprojekt zum Abschluss, bei dem es zwar nicht um die zu verändernde Funktion eines Gebäudes ging, das aber dennoch eine interessante Umwandlung vorführt. Aus einem etwas in die Jahre gekommenen Theaterbau am Danziger Kohlenmarkt wurde: ein neues Theater mit Anziehungskraft und auf der Höhe der Zeit.

Mit der Sanierung und dem Umbau des Danziger »Küstentheaters« (TEATR WYBRZEŻE) wird an mehr als 200 Jahre Theaterbetrieb am Kohlenmarkt angeschlossen, nicht zuletzt in architektonischer Hinsicht, denn schon die Geschichte der Vorgängerbauten an selber Stelle ist eigentlich eine Umbaugeschichte. Sie beginnt im Jahr 1801 mit der Eröffnung des ersten Theaterhauses als nördlichem Abschluss der Platzfläche. Den mit wenig Fassadendekor auskommenden klassizistischen Entwurf lieferte der Danziger Stadtbaumeister Carl Samuel Held. Die Eingangsseite des Theaters bildete einen rechten Winkel zur rückwärtigen Fassade des Großen Zeughauses. So entstand eine städtebauliche Situation, die das Umfeld noch bis heute prägt. Das von Held entworfene Haus scheint, was durchaus typisch für die Bauaufgabe Theater ist, immer wieder an jeweils aktuelle Bedürfnisse des Bühnenbetriebes angepasst worden zu sein. Auf Abbildungen deutlich zu erkennen ist der Umbau der Schauseite um die Jahrhundertwende: Der antikisierende Portikus wurde zu einer weiter aus der Fassade vorspringenden Eingangshalle, an den Längsseiten kamen Anbauten hinzu.

Kohlenmarkt entwickelte Frick einen moderneren Grundriss auf Basis der seinerzeit als architektonische Form beliebten Parabel-Kurve. Dennoch wurde auch bei diesem Neubauprojekt auf die »Wahrung der alten Gestaltung« Wert gelegt: Als Erkennungszeichen erhielt der Neubau wie sein Vorgänger aus dem frühen 19. Jahrhundert eine flache Kuppel über dem Zuschauerraum. Angesichts der Form, die sich aus dem Zusammenspiel des breit lagernden Baus mit dem gerundeten oberen Abschluss ergab, hatten die Danziger schon das alte Theater als »Kaffeemühle« bezeichnet. Günter Grass hat diesen Spitznamen in der »Blechtrommel« überliefert.

Von dem am Ende des Zweiten Weltkrieges erst zehn Jahre alten Theater blieb nur eine Ruine erhalten. Der Innenraum war ausgebrannt, Fotos von 1945 zeigen die völlig zerschossene, teilweise eingestürzte Fassade am Kohlenmarkt. Unter Einbeziehung von Resten des Vorgängerbaus plante Lech Kadłubowski in den 1960er Jahren einen Neubau. Zwischen 1954 und 1958 war er als Generalplaner für den Wiederaufbau der Danziger Rechtstadt verantwortlich gewesen. Mit der neuen Bühne am Kohlenmarkt, die jetzt den Namen TEATR WYBRZEŻE erhielt, setzte er dagegen einen modernistischen Akzent. Kadłubowski griff die Maße des Vorgängerbaus wieder auf, entwi-



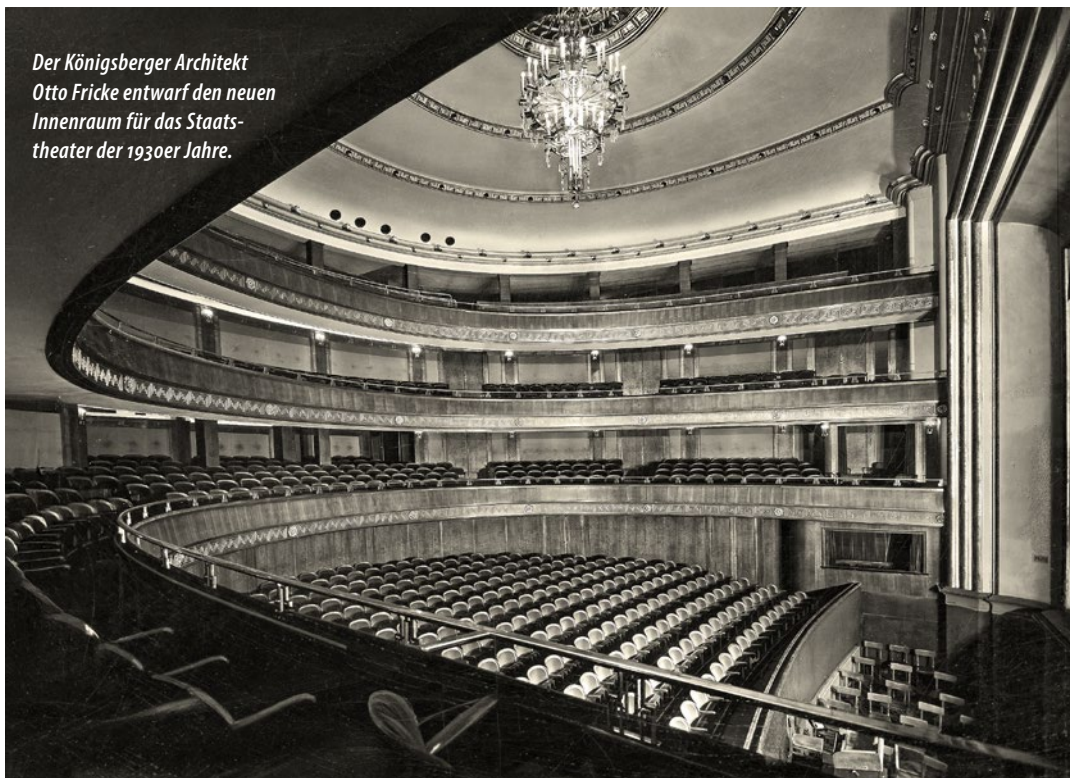
Der Neubau für das Staatstheater Danzig in den 1930er Jahren orientierte sich an den Formen des vorherigen Gebäudes.

ckelte aber eine glatte Fassadengestaltung, bei der die fein changierenden Farben der Natursteinverkleidung den Bauschmuck bildeten. Auch der 1967 eingeweihte Bau hat wieder eine flache Kuppel, zum bestimmenden Element der Gebäudekontur wurde jedoch der dahinter aufragende rechteckige Bühnenturm. Dank vielfältigen Inszenierungen und der Mitwirkung bekannter Schauspieler wurde das »Küstentheater«, wie der Historiker und Danzig-Kenner Peter Oliver Loew schreibt, bald »zu einer festen Größe in der polnischen Theaterlandschaft«.

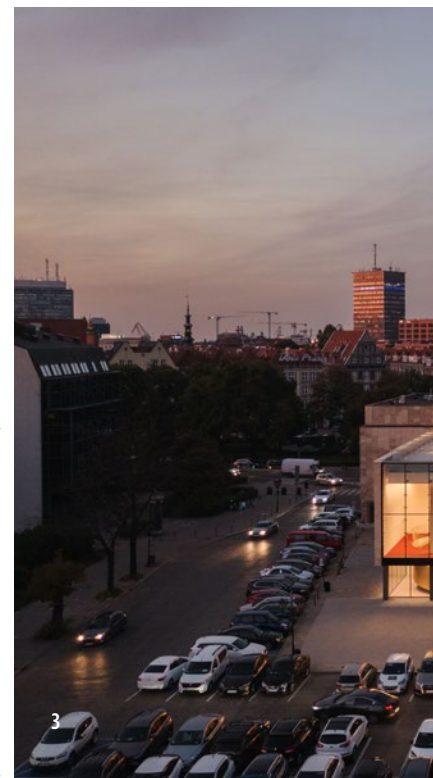
Rund fünfzig Jahre später konnte das bestehende Haus verständlicherweise nicht mehr allen Ansprüchen gerecht werden. Bei einem Architekturwettbewerb zur Sanierung und Aufwertung des »Küstentheaters« im Jahr 2015 wurde das Architekturbüro WAPA aus Zoppot ausgewählt. Seitdem hat sich WAPA mit weiteren Kulturbauten einen Namen gemacht: Ein Neubau für das mit der Schlacht von Tannenberg befasste Grunwald Museum in Masuren konnte 2022 fertiggestellt werden, eine Erweiterung für das Opernhaus in Bromberg ist zurzeit im Bau.



FOTO: NATE COOK



Der Königsberger Architekt Otto Fricke entwarf den neuen Innenraum für das Staatstheater der 1930er Jahre.



QUELLE: ARCHITECTURMUSEUM TU BERLIN – INV.-NR. TBS 088.12

In Danzig vermochte das Theaterhaus am Kohlenmarkt den Spielbetrieb nach einer dreijährigen Bauphase im Herbst 2023 wieder aufzunehmen. Die Kosten beliefen sich auf insgesamt 106 Millionen Złoty, also rund 25 Millionen Euro. Mit den zur Wiedereröffnung verbreiteten Fotos des runderneuerten »Küstentheaters«, wirkungsvoll inszeniert von dem aus den USA stammenden und in Warschau lebenden Fotografen Nate Cook, konnte die Stadt Danzig durchaus Aufsehen erregen – und das ganz ohne ein ebenso spektakuläres wie teures Neubauprojekt.

### *Leichte, aber deutlich spürbare Veränderung*

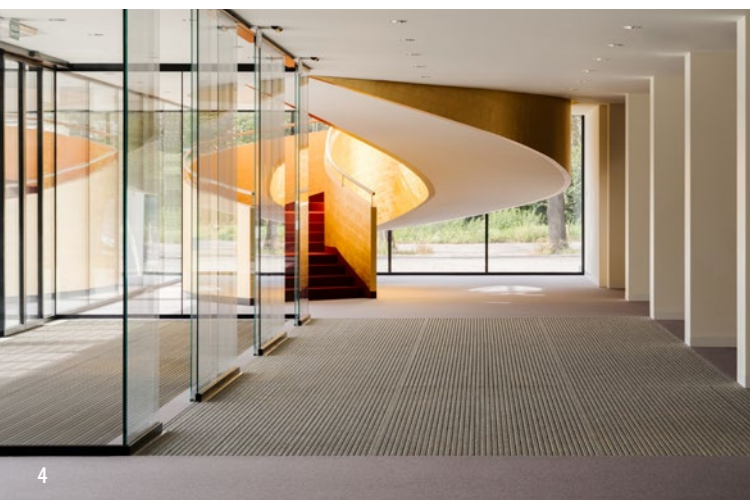
Beim Umbau wurde die Gebäudehülle aus den 1960er Jahren weitgehend erhalten, so dass die Farbigkeit der Fassaden aus Sandstein weiterhin den ersten Eindruck bestimmt. Leicht, aber doch spürbar ver-

ändert wurde jedoch die Eingangsseite am Kohlenmarkt. Eine neue gläserne Front erlaubt einen ungehinderten Durchblick in die Foyers, so dass hinter diesem transparenten Vorhang die das Dach tragenden Stützen sichtbar werden und man erkennt, dass die Gliederung der neuen Fassade genau deren Rhythmus folgt. Im oberen Foyer sind drei große Leuchter installiert worden, die sich aus vielen einzelnen Lichtbändern zusammensetzen und die gediegene Atmosphäre auch noch auf den Platz ausstrahlen lassen. So erscheint das »Küstentheater« jetzt ganz frisch, verwischt aber nicht die Spuren der internationalen Architekturmoderne aus der Nachkriegszeit. Nach der Neugestaltung wird die Schauseite gerade Besucher aus dem Ruhrgebiet womöglich an das Gelsenkirchener Musiktheater im Revier erinnern, Baujahr 1959. Was es in Gelsenkirchen jedoch nicht gibt: Das Flach-



- 1 Außen wurde das »Küstentheater« kaum verändert, neu ist jedoch die Glasfassade zum Kohlenmarkt.
- 2 Moderne Leuchten aus LED-Lichtbändern bestimmen den Eindruck im Obergeschoss.
- 3 Durch den Umbau wirkt die neue, gediegene Atmosphäre des Theaters auch in die Stadt hinein.
- 4 Blickfang im hellen Foyer ist die neu eingefügte, mit Blattgold verkleidete Wendeltreppe.

Für die freundliche Erlaubnis, seine Fotografien in dieser Zeitung veröffentlichen zu dürfen, sei Nate Cook an dieser Stelle nochmals ausdrücklich gedankt.



dach des Küstentheaters ist zur Dachterrasse geworden. Über dem Haupteingang stehen die Besucher nun auf Höhe der Giebel des benachbarten Zeughauses. Dieser Außenbereich wird sicher zu einer zusätzlichen Attraktion des Theaters werden und kann im Sommerhalbjahr auch für Veranstaltungen genutzt werden.

Innen wurde das Gebäude weitgehend auf den Rohbau aus Stahlbeton zurückgeführt. Durch die Entfernung von Einbauten im Erdgeschoss ist das Entrée viel großzügiger geworden. Überhaupt wirkt jetzt alles »sehr aufgeräumt«, wie Architekten gerne sagen. Damit wurde auch Platz geschaffen für einen neuen Blickfang: Auf der linken Seite des Eingangsbauwerks verbindet nun eine breite Wendeltreppe die Geschosse. Ihre Brüstungen sind mit Blattgold verkleidet worden, das außerdem auch an der Garderobe eingesetzt wurde und zusammen mit roten Teppichen eine für das Haus charakteristische Farbkombination bildet.

Der große Saal des Küstentheaters verfügt nach dem Umbau über 341 Plätze in einer steil aufragenden, kinoähnlichen Anordnung. Die Verbesserung der Akustik für das Sprechtheater war ein wichtiges Anliegen und auch in Sachen Bühnentechnik ist jetzt alles auf dem neuesten Stand. In einem im Internet verbreiteten Video hat das Theater vorgeführt, was das bedeutet: Kein einziger Schauspieler betritt in dem Film die Bühne, stattdessen wird die ganze Maschinerie in Bewegung gesetzt und führt eine Art mechanischen Balletts auf. Man verfüge nun über »eine der modernsten Bühnen in Europa«, erklärt dazu der Sprecher.

Noch zu wünschen übrig lässt am ehesten das städtebauliche Umfeld. Der Vorplatz gibt dem Theater nur etwa 20 Meter Raum, die restliche Fläche des Kohlenmarktes dient seit der Nachkriegszeit als Parkplatz – und wird das auch bis auf Weiteres noch tun. Diskussionen um einen Kohlenmarkt mit mehr Aufenthaltsqualität gibt es in Danzig aber schon seit über zehn Jahren. Zeitweilig wurde der Platz für Autos gesperrt und mit Beeten und Liegestühlen ausgestattet. Auch in der Adventszeit wandelt sich das Bild immerhin vorübergehend. Das Theater bietet dann Rundgänge durch das Haus an, die auf der Dachterrasse und mit dem Blick auf Lichterglanz enden: Der Parkplatz vor dem Eingang ist dann zum Schauplatz eines großen Weihnachtsmarktes geworden.

st Alexander Kleinschrodt



ABBILDUNG: SAMMLUNG JACER JAKUBIEC, SZCZECIN

# NICHT NUR »MACHANDEL«

## Die Brauerei der Gebrüder Stobbe in Tiegenhof

Bildpostkarte mit dem Schloßgrund und der Brauerei Stobbe (um 1900)

Die Anfänge dieser Brauerei reichen bis in das Jahr 1784 zurück. Im Jahr 1776 war Peter Stobbe (1751–1823), der aus einer mennonitischen Familie stammte, nach Tiegenhof gekommen. Er war ein Destillateur und brachte ein Wacholder-Destillat mit dem Namen »Machandel« mit. Er baute in Tiegenhof zuerst eine Brennerei. Sein »Machandel« fand in Danzig einen guten Absatz, und so entschloss er sich im Jahr 1784, auch eine Bierbrauerei zu gründen. Sie wurde auf dem sogenannten Schloßgrund errichtet.

Peter Stobbe selbst war mit der »Machandel«-Produktion jedoch so beschäftigt, dass er die Leitung der Brauerei seinem Schwiegersohn Cornelius Lepp übertrug. Von Lepp wiederum übernahm Peter Stobbes Sohn Hermann (1790–1867) die Leitung des Betriebs. Er heiratete Wilhelmine Friedrichsen. Das Ehepaar hatte 14 Kinder. Er hat die Brauerei in den 1830er Jahren ausgebaut und 1840 eine neue Mälzerei errichtet. 1866 vererbte er die Brauerei an seine beiden Söhne August (1817–1892) und Adolph (1835–1885). Von nun an wurde sie unter dem Namen BRAUEREI GEBRÜDER STOBBE geführt. Ein dritter Bruder namens Heinrich bekam die Destillation, die restlichen Geschwister erhielten Geld sowie die anderen Immobilien, die sich im Besitz der Familie befanden.

In den 1880er Jahren stellte die Brauerei bereits kräftige Lagerbiere her, die laut einer Ana-



Eintrag des Warenzeichens



Zeitungsinserat mit der Ausschreibung  
der Braumeister-Stelle

lyse, die im Jahr 1883 in der *Westpreußischen Zeitung* veröffentlicht wurde, 4,51 bzw. 5,13 Gewichtsprozent Alkohol hatten. Die Brüder August und Adolph erhielten eine kaufmännische Ausbildung, für die technische Seite war ein Fachmann verantwortlich. Die Anforderungen der Besitzer an ihren Braumeister waren sehr hoch: Er durfte nicht verheiratet sein, musste sowohl über praktische wie theoretische Kenntnisse und Erfahrungen verfügen, eine höhere Schule mit Erfolg besucht und eine Brauerei selbstständig geleitet haben. Er musste zudem sowohl die obergährige wie auch die untergährige Brauweise beherrschen. Dafür verdiente er mit 2.500 Mark Jahreseinkommen freilich auch drei Mal so viel wie ein Brauergeselle. Der Name des damaligen Braumeisters ist leider nicht bekannt, sein Nachfolger ab dem Jahr 1883 war J. Stock.

Adolph Stobbe verstarb am 25. Februar 1885 im Alter von 50 Jahren. 1889 übergab sein Bruder August den Betrieb an seinen Sohn Hermann; er selbst verstarb drei Jahre später, am 26. August 1892, im Alter von 75 Jahren. 1887 verließ der Braumeister Stock die Firma und übernahm die Braumeisterstelle in der SCHLOSSBRAUEREI GABRIEL & STENNER in Kiel. Sein Nachfolger in Tiegenhof hieß Richard Müller.

Hermann Stobbe baute die Brauerei weiter aus. Er ließ 1893 im Sudhaus einen Maischkesel mit 40 hl Inhalt installieren, den er bereits 1895 wegen einer neuerlichen Betriebsvergrö-

## Deutscher Brauerbund.

Am 25. Februar verchied nach viertwöchentlichem Krankenlager zu Tiegenhof im Alter von 50 Jahren unser verehrtes Mitglied

**Herrn Adolph Stobbe,**  
Brauereibesitzer und Kaufmann daselbst.

Der leider so früh Verbliebene gehörte unserem Bunde seit dessen Gründung an und unterstützte unsere Bestrebungen stets energisch. Indem ich diese Trauerkunde allen seinen Freunden und Bekannten zur Kenntnis bringe, bitte ich, dem Verbliebenen ein dauerndes freundliches Andenken zu bewahren.

Frankfurt a. M., 28. Februar 1885.

F. Henrich.

## Deutscher Brauerbund.

Der Unterzeichnete erfüllt hiermit die traurige Pflicht, das am 26. d. Mts. zu Zäschenthal erfolgte Ableben des Kaufmanns und Brauereibesitzers, unseres langjährigen, verdienten Mitgliedes

**Herrn August Stobbe**  
zu Tiegenhof-Danzig,

im Alter von 76 Jahren geziemend zur Kenntnis zu bringen.

Ich bitte, dem Verbliebenen ein ehrendes Andenken zu bewahren.

Frankfurt am Main, 29. August 1892.

F. Henrich.

Anzeigen zum Tode der beiden Brüder und Brauerei-Besitzer Adolph und August Stobbe

ßerung wieder verkaufen musste. 1896 pachtete er für zehn Jahre den »Ratskeller« in Marienburg. Im Jahr 1900 modernisierte Hermann Stobbe die Brauereianlagen ein weiteres Mal: Im Sudhaus wurde ein Braukessel mit 8.500 l Inhalt installiert, und auch die Mälzerei ist modernisiert worden. Die Umbaumaßnahmen übernahm die Firma BURKHARDT & ZIESLER aus Chemnitz.

Im Jahr 1908 verließ der Braumeister Richard Müller die Firma, weil er eine Brauerei im pommerischen Zachan gekauft hatte. Sein Nachfolger in Tiegenhof war Otto Wiebe. Während und nach dem Ersten Weltkrieg hieß der Braumeister Otto Irmeler. Er war zuvor in Schlesien tätig: 1912 als Braumeister in der Brauerei »Bergkeller« in Ziegenhals, 1913 im »Bürgerlichen Brauhaus« in Brieg und 1914 im »Brauhaus« in Neusalz an der Oder. Er leitete die Brauerei Stobbe bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

In den 1930er Jahren beschäftigte die Firma 20 bis 25 Mitarbeiter. Die Produktionsmöglichkeiten lagen bei 14.000 hl Bier im Jahr. Im Kriegsjahr 1940 stieg der Bierabsatz auf 25.000 hl, und die Anzahl der Beschäftigten betrug 40. Die Brauerei besaß drei Vertretungen. In Danzig war dies F. Staberoff im Poggenpfehl 75, in Dirschau Hermann Maschke in der Wilhelmstraße und in Gdingen, das während der deutschen Besatzung Gotenhafen hieß, Heinrich Wirth in der Gartenstraße 22.



Flaschenverschluss mit dem Logo der Brauerei

QUELLE: EHEMALIGE SAMMLUNG LUDWIK KULKA, LEGNICA



Bieruntersetzer der Tiegenhofer Brauerei

QUELLE: SAMMLUNG UDO SCHADE, KÖLN

Tiegenhof wurde am 11. März 1945 nach schweren Kämpfen durch die Rote Armee erobert. Die meisten Gebäude der Brauerei sind dabei zerstört und niedergebrannt worden. Noch in der zweiten Hälfte dieses Jahres hat man den stillgelegten Betrieb der Brauerei in Elbing angegliedert. Diejenigen Anlagen, die sich noch in einem hinlänglich guten Zustand befanden, wurden ausgebaut und anderen Betrieben – wie zum Beispiel der ehemaligen Brauerei WALDSCHLÖSSCHEN in Allenstein – zur Verfügung gestellt.

Laut einem Protokoll aus dem Jahr 1949 war eine Wiederinstandsetzung der Gebäude nicht möglich. Fast alle waren ohne Bedachung; den Schornstein hatte ein Artilleriegeschoss in einer Höhe von ca. 30 m durchschlagen. Erhalten geblieben war nur noch der Flaschenkeller, in dem sich ca. 7.000 Bierkästen befanden. Vielleicht war dies der Grund dafür, dass man in den Jahren 1947/48 einen Teil der Gebäude wieder aufgebaut und einen Abfüllbetrieb für Bier eingerichtet hat. Für das Jahr 1956 liegt die Angabe vor, dass in der Tiegenhofer Abteilung fast 4.000 hl Bier abgefüllt wurden. Wie lange diese Firma danach noch existiert hat, ist aus den überlieferten Quellen allerdings nicht zu erschließen.

st Andreas Urbanek

# Georg Hantel

## Ein engagierter Elbinger Arzt und bekannter Schriftsteller

Obwohl Georg Hantel beruflich der Medizin verbunden war, ist er vor allem für seine literarischen Werke bekannt geworden. Er interessierte sich für lokale Geschichte, Musik, Malerei, und seine Leidenschaft galt dem Reisen, insbesondere in die Berge. Sein reiches Leben und seine Interessen spiegeln sich in den Themen seiner Werke wider, die seine Verbundenheit zu seinem Heimatland und der Geschichte seines Landes zeigen.



*Das 1886 im Großen Lustgarten gegenüber der Südfassade des Rathauses errichtete Elbinger Kriegerdenkmal, zu dessen Finanzierung Georg Hantel durch den Verkaufserlös seiner Publikation Von Kaiser und Reich beigetragen hat*

### Jugendjahre

Ernst Georg Hermann Hantel wurde am 20. September 1845 in Frauenburg geboren. Seine Eltern waren Maria Hantel, geb. Wiebe, und Hermann Hantel, der Erbe der Frauenburger Mühle. Er war der älteste von sechs Geschwistern und hatte zwei Schwestern sowie drei Brüder: Hermann, ein Artillerie-Leutnant, Ernst, der Gründer und Leiter der Haffuferbahn, und Arndt, der bereits im Kindesalter starb.

Georg verbrachte die ersten 13 Jahre seines Lebens in Frauenburg und besuchte die dortige evangelische Stadtschule. Dort entwickelte er, gefördert durch den Rektor der Schule, Kleist mit Namen, eine Leidenschaft für die Geschichte seiner Region, für ihre lokalen Lieder, Erzählungen und Traditionen. Seine musikalischen Interessen teilte

er mit seiner Mutter, die zu Hause oft mit ihm sang und ihn auf der Gitarre begleitete.

Nach Abschluss seiner Grundschulzeit übersiedelte er nach Danzig zu seinem Onkel, dem Geheimen Medizinalrat Dr. A. Wiebe, wo er eine weiterführende Schulausbildung im städtischen Gymnasium begann und gleichzeitig die Kunstschule besuchte. Nach bestandnem Abitur beschloss er, in die Fußstapfen seines Onkels zu treten und Medizin zu studieren; dabei entschied er sich für die Universität in Bonn am Rhein. Seine humanistischen Interessen gab er jedoch nicht auf, sondern vertiefte sie durch den Besuch von Vorlesungen über Geschichte und Kunstgeschichte. Seine Zeichen- und Malfähigkeiten erwiesen sich bei der Erforschung der pathologischen Ana-

tomie als nützlich, und seine Zeichnungen erschienen sogar in den Werken des Mediziners und Hochschullehrers Ernst von Leyden. Im Jahr 1868 legte Hantel sein Physikum ab und ging nach Würzburg, wo er sein Studium fortsetzte. Dort ließ er sich jedoch nicht nieder, sondern zog nach einem halben Jahr bereits weiter nach Königsberg und schließlich nach Berlin, wo er 1870 das Rigorosum ablegte und ihm der Titel eines »Doktors der Medizin und Chirurgie« verliehen wurde.

Während seines Studiums entwickelte er auch schon eine ausgeprägte Leidenschaft für das Reisen, insbesondere das Wandern. Seine Wanderungen führten ihn durch das Rheinland, Süddeutschland, die Schweiz und die Alpen. Er besuchte auch Frankreich, Belgien und England. All diese Reisen stärkten ihn nicht nur körperlich und geistig, sondern machten ihn auch empfänglich für die Schönheit der Natur und prägten seinen Charakter. Gleichzeitig waren sie eine ständige Inspiration für seine späteren literarischen Werke.

### Medizinische und soziale Aktivitäten

Kurz nachdem Georg Hantel die Prüfung bestanden hatte, brach der Deutsch-Französische Krieg aus. Er trat sofort in die Armee ein und wurde als Feld-Assistenzarzt dem II. Hannöverschen Dragoner-Regiment Nr. 16 zugeteilt. Er nahm an vielen Schlachten teil, darunter an jenen von Mars la Tours, Orleans und Le Mans. Nach Kriegsende machte er sich im Herbst 1871 auf den Weg in seine Heimatstadt. Er ließ sich zunächst allerdings in Königsberg nieder, wo er sein Fachstudium mit dem Schwerpunkt auf Augenkrankheiten fortsetzte und das ärztliche Staatsexamen ablegte.

Danach zog er nach Frauenburg, hauptsächlich wegen seines schwerkranken Vaters. Dessen Tod im Jahr 1877 markierte den Beginn einer schwierigen Zeit im Leben von Georg Hantel. Er ging nach Elbing und heiratete dort Elma von Plocki. Sein Glück währte jedoch nicht lange. Bald ereilte ihn die Nachricht vom Selbstmord seines geliebten Bruders – und Kriegsgefährten – Hermann, und 1880 starb schließlich noch seine Frau. Er heiratete nicht erneut und zog seine einzige Tochter allein groß, die den Vornamen ihrer Mutter annahm.

Diese Schicksalsschläge haben Georg Hantels medizinischer Karriere allerdings nichts anhaben können. Er eröffnete eine erfolgreiche Privat-Praxis in Elbing und kooperierte mit zahlreichen Krankenkassen-Verbänden. Er arbeitete als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer und trug den Titel eines Sanitätsrates.

Besonders während der großen Überschwemmung, die die Gebiete von Marienburg bis Elbing im Frühjahr 1888 heimsuchte, zeichnete er sich durch seinen tatkräftigen Einsatz aus. Der vorausgehende Winter erwies sich bereits als außergewöhnlich schneereich. Während des Tauwetters im Frühling stieg dann der Pegel der Weichsel gefährlich an, so dass das Wasser in die Nogat gedrückt wurde. Bald brach dort der Hochwasserdamm und viele Städte wurden überflutet. Georg Hantel half an der Spitze einer Gruppe von Freiwilligen bei den Rettungsaktionen, leistete Hilfe für Bedürftige und Verletzte und transportierte die Leichen der Ertrunkenen, die auf den überfluteten Friedhöfen nicht bestattet werden konnten, nach Elbing. Er organisierte auch die Bergung des ertrunkenen Viehs, um die Ausbreitung von Infektionen und anderen Krankheiten zu verhindern. Für seinen Einsatz während der Flutkatastrophe erhielt er einen persönlichen Dank von Kaiserin Victoria.

Diese verheerenden Ereignisse des Jahres 1888 inspirierten Georg Hantel dazu, eine ständige freiwillige Elbinger »Wasserwehr« zu gründen. Mit staatlicher finanzieller Unterstützung gelang es ihm,



*Dieses Foto von F. Surand ist während der Hochwasser-Katastrophe des Jahres 1888 entstanden und zeigt eine freiwillige Krankenträgerkolonne des Kriegervereins aus Trunz mit ihrem Führer bei Evakuierungsmaßnahmen.*

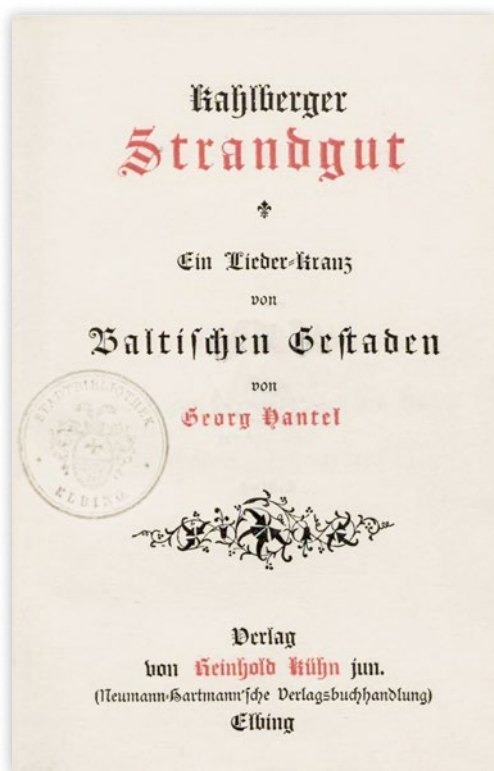
sieben mit Stahlpontons ausgestattete Wachtdienste zu organisieren. Besatzungen mit qualifizierten Wasserwehrmännern waren auf Posten in Elbing und Zeyer, an der Clement-Fähre und in Jungster stationiert. Diese Organisation arbeitete wiederum eng mit dem Elbinger Kreisverein vom Roten Kreuz zusammen.

### Der Dichter und Schriftsteller

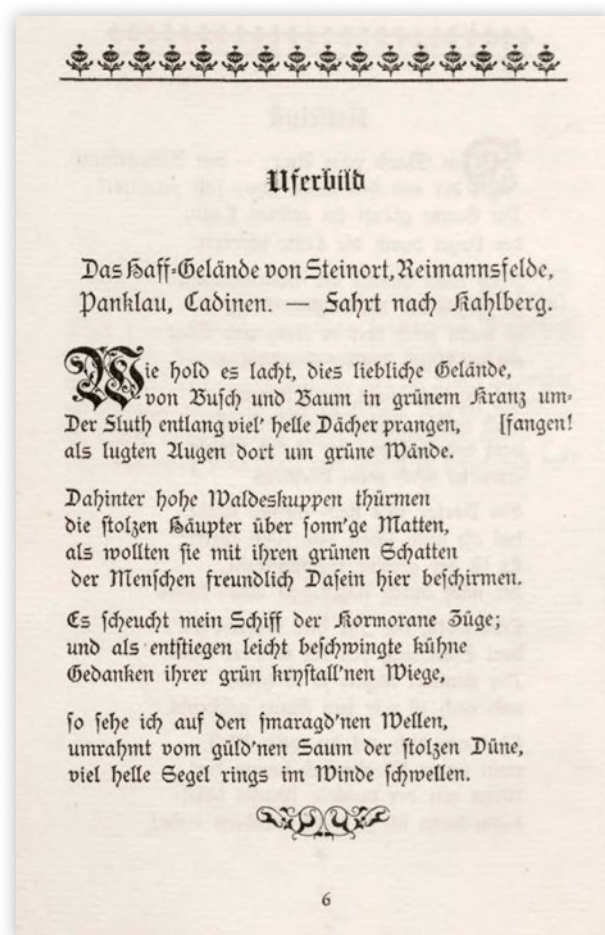
Georg Hantel hegte, wie schon erwähnt, bereits in früher Kindheit eine Leidenschaft für bildende Kunst. Später verstärkten Vorlesungen über Geschichte und Malerei die Liebe zu seiner Heimat. Auf zahlreichen Reisen und Wanderungen in der Natur nahm er die Schönheit der Landschaft in sich auf. Trotz seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung fühlte er sich inspiriert, seine Heimat- und Naturverbundenheit in Gedichten, Liedern und Dramen auszudrücken.

Die aus diesen Impulsen hervorgegangenen literarischen Werke wurden nach Georg Hantels Umzug nach Elbing in größerem Umfang veröffentlicht. Kleinere Texte, die zuvor an verstreuten Orten gedruckt oder in der lokalen Presse publiziert worden waren, wurden unter dem Titel *Elbinger Geschichte* in einer Reihe zusammengefasst. Er arbeitete mit der *ELBINGER ZEITUNG*, dem *KRIEGERHEIL*, dem *ROTEN KREUZ* und während des Hochwassers von 1888 auch mit der *NORDDEUTSCHEN ALLGEMEINEN ZEITUNG* zusammen.

Viele seiner Gedichte und Lieder zeichnen sich durch einen stark romantisierenden Charakter aus. Zu den bekanntesten Liedern gehörten: »In grünen Ranken«, »Das Glück am Rhein«, »Die Ritter von der Krahnenburg«, »Rheinfahrt«, »Altpreußisches Reiterlied« und »Das letzte Lied«, die von Robert Schwalm, Rudolf Schöneck und anderen vertont wurden. Lieder und Gedichte mit thematischem Bezug zum Rheinland wurden in der Sammlung *Lieder und Gelegenheitsgedichte* veröffentlicht. Einige seiner Werke erschienen unter dem Pseudonym »Deutsch von Nord«.



Titelblatt des Albums Kahlberger Strandgut [1885]



Das Sonett »Uferbild« vom Beginn des Lieder-Kranzes

Georg Hantel ließ sich auch von der Sprache und ihren vielfältigen Varianten faszinieren. Unter den in Mundart geschriebenen Liedern sind »Ool Buer Kunz uut Trunz« und »De Hölger« erwähnenswert. Der Liederkranz mit dem Titel *Kahlberger Strandgut* widmete sich der Schönheit der heimischen Natur, der Städte und des Haffs, dessen Küstenlandschaft ihm immer noch sehr am Herzen lag.

Dabei stellt er unter Beweis, dass er sowohl das Repertoire der gehobenen Literatursprache seiner Zeit als auch die Vielfalt der deutschen Vers- und Strophenformen souverän beherrscht. Dieses im Verlag von Reinhold Kühn erschienene kleine Album, gedruckt auf Büttenpapier mit wunderschönen Verzierungen im altdeutschen Stil, hat Komponisten vielfach zu Vertonungen inspiriert – und wurde auch den Gästen des Kurorts Kahlberg als Geschenk empfohlen.

Im Jahr 1881 verfasste Georg Hantel auf Betreiben des Elbinger Bürgermeisters Ferdinand Wilhelm Thomale ein kleines Büchlein *Von Kaiser und Reich*, dessen Verkaufserlös dem Bau des Elbinger Kriegerdenkmals zugutekam. Dieses Denkmal wurde 1886 im Großen Lustgarten gegenüber der Südfassade des Rathauses nach dem Entwurf von Ferdinand v. Miller aus München errichtet. Es sollte an die im Deutsch-Französischen Krieg gefallenen Soldaten erinnern, worauf die Inschrift auf dem Sockel hinweist: »Unseren im Heiligen Kriege für das Vaterland anno 1870–71 gefallenen Söhnen gewidmet. Stadt- und Landkreis Elbing«.

Auch als Bühnenautor hat sich Georg Hantel einen Namen gemacht. Dabei bewegte er sich vornehmlich in einem Umfeld von szenischen Formen wie dem »Lebenden Bild« (*Tableau vivant*) oder der Schau-Bühne des Dioramas, die sich in der Zeit seines Schaffens noch größter Beliebtheit erfreuten. Häufig war dabei auch Musik vorgesehen, zu der die Texte dann rezitiert wurden, wobei der Vortrag möglichst eng auf die musikalische Ebene – auf den Rhythmus oder die emphatischen Höhepunkte der Melodie bzw. Harmoniefolge – Bezug nahm. (Diese Art der Verknüpfung wird als »Parakatalogie« bezeichnet und oft in Melodramen genutzt.) Deshalb umfassen Hantels Werke insbesondere Monologe, die auf der Bühne des Elbinger Stadttheaters mitunter mit »lebenden Bildern« oder auch als »Melodramatische Soloszenen« aufgeführt wurden. Zu solchen Werken gehörten unter anderem: *Der erste Januar*, *Das Rote Kreuz auf dem Schlachtfelde*, *Erinnerung an Kaiser Wilhelm I.*, *Das Lied*, *Künstlers Abschied*, *Heimgang Kaiser Wilhelms des Siegreichen*, *Das deutsche Reichsbanner* oder *Imperator*. Diese Bühnen-Texte stießen bei Kritikern auf positive Resonanz. Hervorgehoben wurde das tiefe poetische Empfinden, die künstlerische Form und der patriotische Ton (dessen nationalistische Einfärbung heutzutage unüberhörbar ist). Akzentuiert wurde auch, dass Georg Hantel aufgrund seiner Kriegserfahrungen das Schicksal der Figuren äußerst authentisch darstellen könne und die dramatische Form mit dem Inhalt der Stücker harmonisiere.

Den größten Erfolg erzielte Georg Hantel jedoch mit seinen literarischen Erinnerungen an die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges, die er 1884 unter dem Titel *Kriegsfahrten aus den Siegesjahren 1870/1871* veröffentlichte. Dieses Buch fand sowohl in literarischen als auch in militärischen Kreisen große Anerkennung. Lobende Worte für die anschaulichen Schilderungen erhielt er u. a. von seinem ehemaligen Kommandeur, dem Chef des II. Hannöverschen Dragoner-Regiments Nr. 16, Graf Philipp von Flandern.

Georg Hantel zeichnete sich zudem durch eine rege Vortragstätigkeit aus, die er in Zusammenarbeit mit verschiedenen Vereinen – wie dem Lehrer-Verein, dem Gewerbe-Verein, dem Krieger-Verein, dem konservativen oder dem kaufmännischen Verein – entfaltete. Hier berichtete er immer wieder ausführlich über seine eigene medizinische und literarische Tätigkeit. Die Vortragsthemen betrafen auch seine Reisen und die damit verbundenen vielfältigen Eindrücke. Diese Akzente spiegeln sich in Titeln wie »Milano, eine Fußwanderung nach der Lombardei« oder »Über die Grenzen der Natur-Erkennnis« wider.



# „Der Herr Bundeskanzler versteht auch meine Einschränkungen, meine Limits“

## Das erste Jahr der Regierung Tusk – ein Neustart für die deutsch-polnischen Beziehungen?

Seit dem 13. Dezember 2023 ist Donald Tusk – wieder – Ministerpräsident der Republik Polen. Seine Amtsübernahme beendete die fast ein Jahrzehnt währende Regentschaft der nationalistischen Partei PiS (Recht und Gerechtigkeit) und war mit allseitigen Hoffnungen auf einen politischen Neustart in Polen verbunden – nicht zuletzt mit Blick auf die Innen- und Europapolitik. In besonderer Weise gilt dies für die deutsch-polnischen Beziehungen. Nach dem ersten Jahr der neuen Regierung ist zu fragen: Haben sich die entsprechenden Erwartungen erfüllt?



Nach knapp einem Jahr im Amt, Donald Tusk im Oktober 2024 bei einer Tagung des Europäischen Rats in Brüssel

In einem Beitrag für die *Polen-Analysen* beschreibt der Politologe und Historiker Stefan Garsztecki das erste Jahr der Tusk-Regierung als »mühsame[n] Wiedereinzug der Demokratie«. Der Lehrstuhlinhaber für Kultur- und Länderstudien an der Technischen Universität Chemnitz verweist dabei auf die Einschränkung des Handlungsspiel-

raums von Tusk aufgrund der Blockade unterschiedlicher Vorhaben durch den von der PiS gestellten Staatspräsidenten Andrzej Duda. So seien die »Veränderungen im Bereich der Innenpolitik [...] noch nicht sehr weit gediehen« – und eine Verbesserung der Rahmenbedingungen durch die Präsidentschaftswahl 2025 sei nicht gesichert, da ein »Wahlsieg der Opposition [...] nicht ausgeschlossen« sei. Dabei liege es »zweifelloso im Interesse der aktuellen Regierung von Donald Tusk [...], im kommenden Jahr den Präsidenten zu stellen und damit die

anhaltende Kohabitation zu beenden«. Dies sei notwendig, »um die Wahlversprechen, insbesondere die Liberalisierung des Abtreibungsrechts, und auch den Koalitionsvertrag zu erfüllen«, wie Garsztecki erläutert: »Präsident Duda steht einer Liberalisierung des Abtreibungsrechts und einem Zurückdrehen der PiS-Reformen insbesondere im Bereich der Rechtsstaatlichkeit und bei den Medien mit einem potentiellen Veto entgegen. Über die notwendige  $\frac{3}{5}$ -Mehrheit, um



Nicht »ziemlich beste Freunde«, Präsident Duda und Ministerpräsident Tusk bei dessen Ernennung am 13. Dezember 2023

FOTO: CHANCELLERY OF THE PRIME MINISTER OF POLAND VIA COMMONS.WIKIMEDIA (CC BY-SA 4.0)

Vor dem Hintergrund des Reformdrucks wie-staus ist es umso bemerkenswerter, dass die neue Regierung bereits innerhalb der ersten 100 Tage eine zwei Jahre zuvor von der PiS getroffene Entscheidung rückgängig machte, die Teil der antideutschen Agitation der Nationalisten gewesen war: Die »Rückkehr zu drei Stunden Deutschunterricht für die deutsche Minderheit, welche die Vorgängerregierung 2022 auf eine Stunde reduziert hatte«, werteten dann

auch Dr. Markus Ehm und Martin Wycisk in einer Analyse für die Hanns-Seidel-Stiftung als ein »wichtiges Signal für die Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen«. Dabei muss freilich berücksichtigt werden, dass der Zustand des Deutschunterrichts für die deutsche Volksgruppe in Polen bereits in den Jahrzehnten vor den krassen Einschnitten durch die PiS-Regierung – und zwar unabhängig davon, welche Parteien an der Warschauer Regierung beteiligt waren – weder den in europäischen noch den in polnischen Gesetzen verankerten minderheitenrechtlichen Standards entsprach. Insofern ist an der Nachjustierung der Tusk-Regierung zugunsten der deutschen Volksgruppe die Frühzeitigkeit bzw. die daraus sprechende Prioritätensetzung beachtlich; einen wirklichen Fortschritt stellt die Rückkehr zu einem bereits zuvor defizitären Zustand jedoch nicht dar.

Was noch nicht ist, kann jedoch noch werden. Leise Hoffnungen hierauf stiftet der im Rahmen der 16. Deutsch-Polnischen Regierungskonstellationen am 2. Juli in Warschau präsentierte »Deutsch-Polnische Aktionsplan«. Es ist, wie Garsztecki feststellt, durchaus »bemerkenswert«, dass der Aktionsplan – bzw. das erste Hauptkapitel »Zusammenarbeit in bilateralen Angelegenheiten« – »mit der Geschichte beginnt«; auf den entsprechenden Abschnitt wird unten noch eigens einzugehen sein. Nicht minder bedeutsam ist jedoch, dass nach der

men der 16. Deutsch-Polnischen Regierungskonstellationen am 2. Juli in Warschau präsentierte »Deutsch-Polnische Aktionsplan«. Es ist, wie Garsztecki feststellt, durchaus »bemerkenswert«, dass der Aktionsplan – bzw. das erste Hauptkapitel »Zusammenarbeit in bilateralen Angelegenheiten« – »mit der Geschichte beginnt«; auf den entsprechenden Abschnitt wird unten noch eigens einzugehen sein. Nicht minder bedeutsam ist jedoch, dass nach der

men der 16. Deutsch-Polnischen Regierungskonstellationen am 2. Juli in Warschau präsentierte »Deutsch-Polnische Aktionsplan«. Es ist, wie Garsztecki feststellt, durchaus »bemerkenswert«, dass der Aktionsplan – bzw. das erste Hauptkapitel »Zusammenarbeit in bilateralen Angelegenheiten« – »mit der Geschichte beginnt«; auf den entsprechenden Abschnitt wird unten noch eigens einzugehen sein. Nicht minder bedeutsam ist jedoch, dass nach der

men der 16. Deutsch-Polnischen Regierungskonstellationen am 2. Juli in Warschau präsentierte »Deutsch-Polnische Aktionsplan«. Es ist, wie Garsztecki feststellt, durchaus »bemerkenswert«, dass der Aktionsplan – bzw. das erste Hauptkapitel »Zusammenarbeit in bilateralen Angelegenheiten« – »mit der Geschichte beginnt«; auf den entsprechenden Abschnitt wird unten noch eigens einzugehen sein. Nicht minder bedeutsam ist jedoch, dass nach der

Geschichtspolitik der zweite Unterabschnitt unmittelbar der »Deutsche[n] Minderheit in Polen und [der] polnische[n] Gemeinschaft in Deutschland« gewidmet ist – noch vor weiteren Handlungsfeldern wie »Grenzüberschreiten-de[r] Zusammenarbeit«, »Bildung und Jugend« oder »Polizei- und Grenzzusammenarbeit«. Neben der allgemeinen Absichtserklärung, »die Gespräche zur Unterstützung von deutschen Staatsangehörigen mit polnischen Wurzeln und Polinnen und Polen in Deutschland sowie der deutschen Minderheit in Polen im Rahmen eines erneuerten Deutsch-Polnischen Runden Tisches wieder auf[...]nehmen« zu wollen, fokussiert der Aktionsplan konkret die Frage des muttersprachlichen Unterrichts: Für die Sicherstellung einer Umsetzung der diesbezüglichen »Bestimmungen des Artikels 21 des Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit von 1991« würden »beide Regierungen [...] Anstrengungen unternehmen«.

Der Abschnitt präludiert zudem dem Unterabschnitt »Zwischenmenschliche Kontakte«. In diesem bekennen sich die beiden Regierungen zur Arbeit der »Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit«. Betonung findet zudem »die Tatsache, dass der angemessene Status eines Beauftragten des Ministers für auswärtige Angelegenheiten für die polnisch-deutsche zwischengesellschaftliche und grenznahe Zusammenarbeit wiederhergestellt wurde« – eine symbolträchtige Entscheidung, insofern damit die Tradition des von der PiS ausgesetzten Amtes wiederbelebt wurde, das von niemandem anderen so geprägt wurde wie von dem Historiker und Politiker Władysław Bartoszewski. In seine Fußstapfen tritt mit dem in Breslau lehrenden Krzysztof Ruchniewicz ein Historiker, der sich zwar in der Debatte um die STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG durch Kritik an der Mitwirkung der organisierten deutschen Heimatvertriebenen profiliert hat, insgesamt jedoch als um Differenzierung und Verständigung bemühter Kenner der deutsch-polnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts gilt.

Diese Personalentscheidung fügt sich in die geschichtspolitische Agenda der neuen Regierung ein. Wie Garsztecki hervorhebt, sind »insbesondere Institute, die im Rahmen der PiS-Geschichtspolitik gegründet wurden, [...] von Schließung bedroht.« Bereits Mitte Juni sei »das Institut De Republica, das 2021 von Ministerpräsident Morawiecki gegründet wurde, um polnische wissenschaftliche Publikationen im Ausland und in Polen zu fördern«, geschlossen worden. Dasselbe gelte für das 2020 eröffnete »Roman Dmowski und Ignacy Jan Paderewski Institut des Erbes des Nationalgedankens«.

»Beim 2021 gegründeten Jan-Karski-Institut für Kriegsverluste [...] wurde«, so Garsztecki, »ebenso wie beim West-Institut [...] der wissenschaftliche Beirat abberufen, beim Karski-Institut zusätzlich noch der Direktor und sein Stellvertreter. Das weitere Schicksal beider Institute ist gegenwärtig unklar«.

Von besonderem Interesse dürfte dabei die Zukunft des JAN-KARSKI-INSTITUTS sein, dessen Zielsetzung mit den von der PiS gegenüber Deutschland propagierten Reparationsforderungen korrelierte. Von diesen hat sich – ein weiterer Bruch mit der nationalistischen Regierungspolitik der Vorjahre – Tusk verabschiedet, ohne jedoch das Grundanliegen einer Entschädigung aufzugeben. Hierzu sagte er nach den Regierungskonsultationen:

*Was das Thema Reparationen anbelangt, so gab es den Verzicht in kommunistischer Zeit. Das Zweite ist, was wir als Polen von Deutschland gebührend bekommen sollten. Das sagt auch Herr Bundeskanzler [...]. Aus formeller, aus rechtlicher Sicht sind die Reparationen ein abgeschlossenes Kapitel, und es gibt keinerlei Argumente dagegen. [...] Das Wichtigste ist aber, dass gewisse Fenster und Türen geöffnet werden, wo es möglich ist, und man miteinander auf aufrichtige, ehrliche Art und Weise darüber spricht, wer welche Limits, welche Einschränkungen, welche Prioritäten, welche Schwerpunkte hat und was die Situation in dem einen oder anderen Staat ist. Darüber können wir offen sprechen. Wir verstehen uns gegenseitig. Ich bemühe mich zu verstehen, welche Beschränkungen Sie haben, Herr Bundeskanzler, und der Herr Bundeskanzler versteht auch meine Einschränkungen, meine Limits.*

Was Tusk vollzieht, ist also die Verschiebung der Position von einer rechtlichen hin zu einer moralischen Forderung dessen, »was wir als Polen von Deutschland gebührend bekommen sollten«. In diese Richtung weist auch Garszteckis Deutung der Äußerungen der beiden Regierungschefs auf der Pressekonferenz zu den Regierungskonsultationen:

*Hinsichtlich der Reparationsforderungen betont Bundeskanzler Olaf Scholz die deutsche Rechtsposition, und auch Ministerpräsident Donald Tusk lässt erkennen, dass diese Frage bereits (negativ) entschieden worden sei. Wichtig ist für Tusk allerdings, dass Deutschland Verantwortung übernimmt, einerseits für die Vergangenheit beispielsweise bezüglich von Entschädigungsleistungen für noch leben-*

*de NS-Opfer, andererseits für die gemeinsame Sicherheit Europas.*

Als drittes Element der Entschädigung sind ferner die im ersten Kapitel des Aktionsplans genannten erinnerungspolitischen Vorhaben zu sehen. Deren zentraler Punkt ist die »Gründung eines Deutsch-Polnischen Hauses im Zentrum Berlins zur Erinnerung an die polnischen Opfer des Zweiten Weltkriegs«; interessanterweise sprach Bundeskanzler Scholz während der Pressekonferenz von diesem als einem »sichtbare[n] Zeichen gegen das Vergessen und eine[r] Mahnung für die Zukunft« und verwendete mit dem Begriff des »sichtbaren Zeichens« diejenige Formulierung, unter der seinerzeit die Initiative des BUNDES DER VERTRIEBENEN für ein »Zentrum gegen Vertreibungen« von der Bundesregierung aufgegriffen und letztlich zur STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG weiterentwickelt wurde. Flankiert wird das Projekt des Deutsch-Polnischen Hauses in dem Aktionsplan durch die bilateralen Zusagen, die Verbreitung des deutsch-polnischen Geschichtsschulbuches *Europa – Unsere Geschichte* zu fördern, die »Zusammenarbeit in der Erinnerungspolitik zu stärken« sowie die »Zusammenarbeit der Staats- und Bundesarchive beider Länder« zu unterstützen. Zuletzt sagt die polnische Seite zu, »zu einer Konferenz der aktuell in Polen und Deutschland existierenden Museen und Gedenkstätten ein[zu]laden, die an im Zweiten Weltkrieg verübte Verbrechen erinnern«.

Ob zu diesen auch die STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG sowie die ost-deutschen Landesmuseen eingeladen werden? Auszuschließen ist dies der Formulierung nach nicht. Doch besteht Zweifel hieran, geht man von der Eröffnung des Unterabschnitts »Die Rolle der Geschichte« aus, die ihn inhaltlich grundiert:

*Die Vergangenheit spielt für die deutsch-polnischen Beziehungen eine besondere Rolle. Der Zweite Weltkrieg und die Untaten und Verbrechen, die die deutschen Aggressoren in der NS-Zeit an Polinnen und Polen begangen haben, sind im historischen Gedächtnis noch ausgesprochen präsent. Für viele Polinnen und Polen zählen diese Erinnerungen zur kollektiven Identität. Die beiden Regierungen führen einen intensiven Dialog über Maßnahmen zur Unterstützung für die noch lebenden Opfer des deutschen Angriffs und der Besatzung in den Jahren 1939 bis 1945, des Gedenkens sowie der Sicherheit. Eine wichtige Rolle in diesem Prozess wird die Stiftung Deutsch-Polnische Aus-söhnung spielen.*

Dieses Narrativ wurde im Rahmen der Pressekongresskonferenz weder ausdifferenziert noch um weitere Aspekte ergänzt. In markanter Weise wird die für die deutsch-polnischen Beziehungen relevante Geschichte hier ausschließlich von den – unbestreitbar einen Zivilisationsbruch darstellenden – deutschen Kriegsverbrechen her verstanden. Verbrechen an der deutschen Zivilbevölkerung, Flucht und Vertreibung kommen hingegen nicht einmal peripher vor. Ob ein

solches Geschichtsbewusstsein für die Zukunft tragfähig ist, bleibt abzuwarten. Wohl gemerkt ist das hier markierte Defizit nicht Ministerpräsident Tusk anzulasten; vielmehr wirft es die Frage auf, welche Akzente die deutschen Regierungsvertreter in den Konsultationen gesetzt – oder eben nicht gesetzt haben.

Im Rückblick auf die Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen im ersten Jahr der neuen Tusk-Regierung ist dieser Befund so

zu lesen, dass es künftig nicht zuletzt darauf ankommen wird, was die deutsche Seite bereit ist, ihrem polnischen Gegenüber im Dialog »zuzumuten«. Dazu ermutigt sehen könnte sie sich von Tusks Selbstbeschreibung am Ende der Konsultationen: Er sei »ein polnischer Politiker, der in Danzig geboren wurde und alle komplizierten Verflechtungen unserer gemeinsamen Geschichte gut versteht«.

st Tilman Asmus Fischer

## »Einander helfen und verzeihen«

### Bei einem Treffen in Danzig bekräftigte Großerbischof Schevtschuk Schritte zur polnisch-ukrainischen Versöhnung

**G**roßerbischof Svyatoslav Schevtschuk, das Oberhaupt der Ukrainischen Griechisch-katholischen Kirche (UGKK), hat dem neuen Vorsitzenden der Polnischen Bischofskonferenz, Erzbischof Tadeusz Wojda von Danzig, für die polnische Solidarität mit der Ukraine gedankt. Bei seinem Pastoralbesuch in Danzig am 9. November dankte Schevtschuk insbesondere für die andauernde offene und großzügige Haltung gegenüber ukrainischen Flüchtlingen, wobei deren gegenwärtige Herausforderungen und Zukunftsperspektiven diskutiert wurden. Am Treffen nahm auch Bischof Arkadiusz Trochanowski von der Eparchie Allenstein-Danzig der UGKK teil, der über die aktuelle Situation und Bedürfnisse seiner Kirche berichtete und dem Danziger Erzbischof dafür dankte, dass viele römisch-katholische Priester den Ukrainern ihre Kirchen für die Gottesdienste zur Verfügung stellen.

Zudem bildete die Frage der ukrainisch-polnischen Versöhnung eines der Themen. Großerbischof Schevtschuk erinnerte an den Appell, der am 7. Juli 2023 in Warschau zusammen mit Erzbischof Stanisław Gądecki, dem damaligen Vorsitzenden der Polnischen Bischofskonferenz, veröffentlicht worden war. Darin hatten sie die Verbrechen, die während der Tragödie von Wolhynien begangen worden waren, verurteilt und zur Versöhnung aufgerufen. In der von den Deutschen im Zweiten Weltkrieg besetzten heute westukrainischen Region Wolhynien hatten ukrainische Nationalisten, vor allem von der Ukrainischen Aufstandsbewegung, ab 1943 bis zu 130.000 Polen getötet. Racheakten polnischer Nationalisten fielen bis zu 20.000 Ukrainern zum Opfer.

Erzbischof Wojda versicherte, dass er sich für eine Stärkung des Versöhnungsprozesses einsetzen werde. Das Oberhaupt der UGKK wies seinerseits darauf hin, dass die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine daran arbeitet, andere ukrainische Kirchen in den Prozess einzubeziehen, insbesondere im Rahmen des Allukrainischen Rates



Großerbischof Svyatoslav Schevtschuk

der Kirchen und religiösen Organisationen. Er wies auch auf die jüngste Erklärung des Rates der christlichen Kirchen der Ukraine vom 4. Oktober zum angemessenen Gedenken an die Opfer des ukrainisch-polnischen bewaffneten Konflikts während des Zweiten Weltkrieges hin, welche die Initiativen des ukrainischen Instituts für Nationales Gedenken zu Such- und Exhumierungsarbeiten bei polnischen Gräbern in der Region Riwna unterstützt:

*Trotz oder gerade wegen des blutigen Krieges der Russischen Föderation sind die Ukrainer in der Lage, den Bitten unserer polnischen Freunde in einer Zeit wie dieser mit Würde zu entsprechen. Lasst uns einander helfen und verzeihen – dieses Grundprinzip bleibt ein unverbrüchlicher Bund der großen geistigen Führer der Ukrainer und Polen. Im Geiste dieses Testaments rufen wir unsere polnischen Brüder auf, bei der angemessenen Erinne-*

*rung an ukrainische Gedenkstätten in Polen und der Wiederherstellung beschädigter Gedenkzeichen volle Gegenseitigkeit zu zeigen.*

Hintergrund sind Andeutungen des polnischen Außenministers Sikorski Ende September, die bisher ungelöste Exhumierungsfrage der polnischen Opfer des Massakers von Wolhynien zur Bedingung für Verhandlungen zum EU-Beitritt der Ukraine zu machen.

Die Gesprächspartner kamen überein, die Zusammenarbeit zwischen der Polnischen Bischofskonferenz und der UGKK fortzusetzen und zu vertiefen, insbesondere im Zusammenhang mit den Aktivitäten der UGKK-Diözese in Polen. Außerdem wurden Pläne für die Feierlichkeiten zum 1.000. Jahrestag der ersten Krönung der polnischen Könige in Gnesen (Gniezno) im Jahr 2025 erörtert. Erzbischof Schevtschuk versicherte, dass die UGKK aktiv an diesen Feierlichkeiten als wichtigem Ereignis für die Zusammenarbeit zwischen der polnischen und der ukrainischen Kirche sowie für die Stärkung der Beziehungen zwischen den beiden Völkern teilnehmen werde.

st Reguła Zwahlen (NÖK)

# Kaschubisches Weihnachtslied



Die Heilige Familie – Holzrelief von Józef Semmerling

FOTO: TILMAN A. FISCHER

Sei uns begrüßt, geliebter Jesu, unser von Ewigkeit ersehnter Herr.  
Aus Kaschubien zum Stalle eilen hurtig wir alle  
und bis zur Erde neigen die Stirne – und bis zur Erde neigen die Stirne.

Warum so arm liegst du in der Krippe und nicht im Bettchen, wie es dir zukommt?  
Im Stalle geboren, in der Krippe gebettet.  
Warum mit Ochsen und nicht mit Herren – Warum mit Ochsen und nicht mit Herren?

Wärst in Kaschubien du uns geboren, wärest auf Heu von uns nicht gebettet.  
Hättest ein Strohsäckchen, darüber ein Bettchen  
und viele Kissen, gefüllt mit Daunen – und viele Kissen, gefüllt mit Daunen.

Und auch dein Kleidchen wär nicht so einfach. Aus grauem Fellchen ein weiches Mützchen.  
Aus blauem Tuche ein Röckchen und ein grünes Warp-Wöppchen,  
dazu ein' Netzgurt würd' man dir geben – dazu ein' Netzgurt würd' man dir geben.

Wärst in Kaschubien du uns geboren, dürftest du niemals Hungersnot leiden.  
Zu jeder Tageszeit hättest Gebratenes,  
zum Butterbrötchen, wódki ein Gläschen – zum Butterbrötchen, wódki ein Gläschen.

Zu Mittag hätst' du Buchweizengrütze, mit gelber Butter reichlich begossen.  
Saftiges Gänsefleisch, mit Speck, Kartoffelmus  
und Fleck mit Ingwer nicht zu vergessen – und Fleck mit Ingwer nicht zu vergessen.

Und Wurst mit Rührei gar fett gebraten, darnach der Liebling würd' wohl geraten.  
Zum Trinken gäb' man dir Tuchler- oder Berent-Bier;  
könntest dann schwelgen in den Genüssen – könntest dann schwelgen in den Genüssen.

Zum Abendbrot hätst' du schmackhafte Flinzen und zarte Würstchen mitsamt Pieroggen.  
Wruken mit Hammelfleisch, Erbsen mit Speck gekocht,  
und fette Vöglein knusprig gebraten – und fette Vöglein knusprig gebraten.

Bei uns gibt's Wildpret, Jesu in Menge. Wäre allzeit für dich wohl bereitet,  
ganz junge Rebhühnchen und andre Vögelchen,  
auch fette Täubchen und Krammetsvögelchen – auch fette Täubchen und Krammetsvögelchen.

Dort hast du allzeit Mangel gelitten, hier hätst' du alles im Überfluß.  
Beim Trinken und Essen, beim Spielen, Erzählen  
wäre beim Amtmann dein Platz bei Tische – wäre beim Amtmann dein Platz bei Tische.

Doch dir genügt schon der gute Wille, unsre Wünsche nimmst du als Gaben.  
Die Herzen zum Opfer bringen wir dem Schöpfer.

Verachte uns nicht, obwohl wir arm sind – verachte uns nicht, obwohl wir arm sind.

Mit dem »Kaschubischen Weihnachtslied« möchten wir Ihnen für diese weihnachtliche Zeit unsere besten Wünsche sagen und auch im neuen Jahr für Sie viel Gutes, vor allem gesundheitliches Wohlergehen erhoffen.

Ihre »Westpreußen«-Redaktion



Dieses Lied hat Ernst Seefried Gulgowski erstmals in seiner Monographie *Von einem unbekannten Volke in Deutschland* (Berlin 1911) veröffentlicht. In dieser authentischen Version wird der ganze Text nochmals neu gewichtet: Dem Begehren, das Jesuskind auf alle denkbare Weise zu verwöhnen, steht die eigene Armut der Kaschuben entgegen. Sie können nur hoffen, dass ihre Wunsch-Bilder des Überflusses als Zeichen der Verehrung und Liebe Gnade finden.

# SECHS EMPFEHLUNGEN

## FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN



Johann Hinrich Claussen  
**Gottes Bilder. Eine Geschichte  
der christlichen Kunst**

München: C. H. Beck, 2024  
318 S., mit 72 überwiegend farbigen  
Abbildungen, Hardcover, € 32,-  
ISBN 978-3-406-82216-2

Nicht »Alle Jahre wieder«, aber doch in verlässlicher Beständigkeit legt der evangelische Theologe Johann Hinrich Claussen der kulturell interessierten deutschen Leserschaft eine neue Monographie auf den Gabentisch. Es sind dies stets Bücher, die – in der besten Tradition liberaler Theologie – Religion als »Angelegenheit des Menschen« verständlich macht und immer wieder neue Brücken zum Kulturerbe der jüdisch-christlichen Tradition schlägt. Nach *Gottes Häuser* (2010) und *Gottes Klängen* (2014) nun 2024 also *Gottes Bilder* – nach der Geschichte des Kirchenbaus und der Geschichte der Kirchenmusik bildet sich mit seiner Geschichte der christlichen Kunst eine Trias populärer Standardwerke zur christlichen Kulturgeschichte.

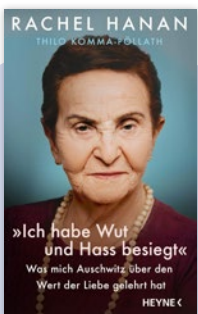
*Gottes Bilder* hat Claussen konzipiert als »Ausstellung« in zwölf Sälen, die die Geschichte christlicher Bildwerke von den Anfängen bis zur Gegenwart durch ausgewählte Beispiele nachzeichnen. Der Rundgang beginnt mit den »Bildern im antiken Israel« und setzt sich mit den »Christusbildern der Anfangszeit« fort. Ihnen zur Seite gestellt werden die antiken Bildwelten in Syrien, Ägypten und Äthiopien. »Im vierten Saal erwartet den Besucher der Bilderschatz der Orthodoxie – Byzanz, das »Neue Rom und seine heiligen Ikonen« –, während drei

Säle der westkirchlichen Kunstgeschichte vor der Reformation: der »Bildhauerkunst des westeuropäischen Mittelalters«, den »Fresken der Frührenaissance« sowie den »Großen Gemälden der Hochrenaissance« vorbehalten sind.

Insofern Claussen mit den unterschiedlichen Epochen auch jeweils verschiedene Kunstgattungen ins Zentrum seiner Betrachtungen stellt, wendet sich die Ausstellung mit der Reformation wieder der graphischen Kunst zu: Bietet der achte Saal »Grafiken der Reformationszeit«, so folgen im neunten und zehnten Saal »Barocke Bildermissionen« und »Sehnsuchtsbilder der Romantik«. Anders als konventionelle Darstellungen zur christlichen Kunstgeschichte, reicht diese bei Claussen bis in die Gegenwart hinein – und so wird die Ausstellung beschlossen durch thematische Einheiten zur »Erbauung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit« sowie zur »Christlichen Kunst in der Moderne«.

Im Durchgang durch seine Säle bzw. Kapitel untersucht das Buch zentrale Themen, darunter die Spannung zwischen dem biblischen Bilderverbot und der reichen christlichen Bildtradition, die sich trotz dieses Verbots entwickelt hat. »Gottes Bilder« verbindet die Erträge kunsthistorischer Forschung mit weiterführenden Fragestellungen – etwa der Rezeptionsgeschichte – und ist implizit geprägt vom lebendigen Interesse an der bildgewordenen Theologie. Ein Leitmotiv ist die Reflexion über die doppelte religiöse und ästhetische Funktion solcher Bilder, die ursprünglich nicht als Kunst, sondern als Kultobjekte gedacht waren. Im Kontext der modernen Bildkritik und Bildarmut christlicher Kirchen thematisiert Claussen die Relevanz und Zukunft der Bildsprache für den (christlichen) Glauben. Dabei laden die Abbildungen im Buch den Leser zur persönlichen Auseinandersetzung – und zum Weiter-Denken – ein.

st Tilman Asmus Fischer



Rachel Hanan mit Thilo Komma-Pöllath  
**»Ich habe Wut und Hass besiegt«:  
Was mich Auschwitz über den  
Wert der Liebe gelehrt hat**

München: Heyne, 2023  
288 S. mit Fotos, Hardcover, € 20,-  
ISBN 978-3-453-21841-3

Geboren 1929, wächst Rachel Canahan in einem damals zu Rumänien gehörenden Dorf auf. Der Vater, Oberhaupt der jüdischen Gemeinde, muss vieles gewusst haben, hält dies aber von seiner Familie fern. Als die Familie mit etlichen anderen im April 1944 zum Bahnhof geführt wird, glaubt die 14-Jährige zunächst an ein Abenteuer, muss aber bald erkennen, dass es sich nicht um einen Ausflug handelt. An der Selektionsrampe in Auschwitz werden die vier halbwüchsigen Schwestern direkt von den Eltern und den beiden jüngeren Brüdern getrennt. Sie sollten sie nie wieder sehen. (Der schöne Mann mit den glänzenden schwarzen Stiefeln und dem schwarzen Stock – der Lagerarzt Josef Mengele – wird sich später in ihre Alpträume einnisten.) Die ältere Schwester, bei einer Tante in der Stadt aufgewachsen, erkennt rasch, dass sie im Arbeitskommando bleiben müssen. Ihr verdanken die vier Schwestern, dass sie zusammenbleiben – und überleben. Auf »nur« vier Monate in Auschwitz folgen Aufenthalte in Bergen-Belsen, Duderstadt und schließlich Theresienstadt.

Nach der Befreiung durch die Rote Armee kehrt Rachel in ihr Heimatdorf zurück. Das Elternhaus ist vollkommen leergeräumt – wann und von wem, will sie nicht wissen. Sie erkennt, dass sie dort keine Heimat mehr hat, und entschließt sich zur Auswanderung nach »Eretz Israel«, wie ihr Vater es nannte. Hier muss sie sich in einem Kibbuz zurechtfinden, schließt sich aber bald einer paramilitärischen Untergrundorganisation an, um endlich wehrhaft zu sein. Sie konstatiert das Beschweigen des Grauens im Land der Opfer wie im Land der Täter – aus Scham, wie sie vermutet. Auch sie selbst mag nicht über das Erlebte sprechen. Lediglich ihre wiederkehrenden Alpträume lassen den Ehemann erahnen, was damals geschah.

Neben dem Leben als Ehefrau und Mutter von zwei Söhnen holt sie den Schulabschluss nach, absolviert ein Studium, wird Sozialarbeiterin, schließlich Chefin der Wohlfahrtsbehörde einer Stadt, die als sozial äußerst schwieriges Pflaster gilt. Hier bleibt sie bis zu ihrer Pensionierung. Die vielfältigen Probleme meistert sie mit viel Einfühlungsvermögen, das sie auf ihre Erfahrungen in den Lagern zurückführt.

Nach 50 Jahren spricht sie über ihr Erleben – und fährt nach Auschwitz, wo sie unter anderem einer deutschen Jugendgruppe begegnet. »Trotz allem, was ich durchgemacht habe, ist es mir gelungen, den Glauben an die Menschen nicht zu verlieren. Dies ist mein persönlicher Sieg über die Mächte des Bösen«, schreibt sie 2022.

st Heidrun Ratza-Potrykus



Usama Al Shahmani

**In der Fremde sprechen  
die Bäume arabisch**

Zürich: Unionsverlag, 2022

192 S., Broschur, € 13,-

ISBN 978-3-293-20924-4

»Ein persönliche Geschichte von Heimat, Hoffnung und Sicherheit« verspricht der Klappentext dieses

Romans – klingt also nach einer guten Wahl für die Weihnachtszeit und den Jahreswechsel. Tatsächlich ist es sogar eine sehr gute, denn hier begegnet man einer besonderen literarischen Stimme: Usama Al Shahmani kam 2002 als verfolgter Autor aus dem Irak in die Schweiz. Heute schreibt er auf Deutsch erfolgreiche Bücher, und der Sender SRF sagt über ihn, er habe »das Meisterstück fertiggebracht, sich als Autor in einer Sprache zu etablieren, die nicht seine Muttersprache ist.« Ob Al Shahmanis schnörkelloses und dennoch alles andere als trockenes Deutsch Nachklänge des Arabischen enthält oder einfach sein persönlicher Stil ist, sei dahingestellt, und bei der Lektüre von *In der Fremde sprechen die Bäume Arabisch* tritt diese abstrakte Frage auch

rasch in den Hintergrund. Man hat genug damit zu tun, die verschiedenen Blickwinkel zu erkunden, die sich in diesem Buch verbergen: Der Roman ist stark autobiographisch geprägt, aber weit mehr als ein Erfahrungsbericht. Er handelt vom Ankommen in der Schweiz und zugleich von der Sorge um den Irak, vom mühsamen Alltag in einem noch fremden Land und dem spurlosen Verschwinden eines geliebten Bruders in der durch Diktatur und Krieg immer fremder werdenden Heimat. Man lernt viel, über den Irak genauso wie über die Schweiz, und wird – ein für Al Shahmani zentrales Motiv – vom Ich-Erzähler auf Wanderungen durch Wälder und Berge mitgenommen. Aus Sicht des Irakers ist Wandern anfangs eine merkwürdige Tätigkeit, für die im Arabischen sogar ein treffendes Wort fehle: »Es war für mich unbegreiflich zu hören, dass die Leute in der Schweiz einfach so zu Fuß gehen«, heißt es ganz am Anfang des Buches. Doch nach und nach wird das Wandern für den Ich-Erzähler zu einem Weg, um Machtlosigkeit und Entfremdung zu überwinden. So kommt schließlich – trotz der verzweiferten Situation im Irak der 2000er Jahre, die der Roman wohl ziemlich realistisch schildert – vieles in eine neue Ordnung. Ein bewegendes Buch von einem außergewöhnlichen Autor, der vielleicht zur Weltliteratur einer unruhigen Welt gehört.

**st** Alexander Kleinschrodt



Natalie Buchholz

**Grand-papa**

München: Penguin, 2024

256 S., Hardcover, € 24,-

ISBN 978-3-328-60217-0

Im November 1918, am Tag des Waffenstillstands zwischen dem Deutschen Reich, Frankreich und Großbritannien, in einem lothringischen Dorf als erstes

französisches Kind geboren, erhält Anatole Frey 24 Jahre später zwangsweise die deutsche Staatsbürgerschaft und wird zur Wehrmacht eingezogen; drei Jahre später ist er wieder Franzose. Diesem wechselvollen Schicksal spürt Freys Enkelin Natalie Buchholz in ihrem literarischen Porträt sensibel, in ebenso klarer wie poetischer Sprache, nach und verdeutlicht, wie die Macht der Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein fortwirkt.

Woher hatte der Großvater den ungewöhnlichen Vornamen? Warum identifizierte er sich zeitlebens mit dem Französischen, obwohl er bis zum Schuleintritt nur lothringisches Deutsch sprach? Weshalb lehnte er den deutschen Freund der Tochter so vehement ab? Zum Vater ihrer Mutter hatte Natalie Buchholz nie eine positive Beziehung, zu viel stand dem entgegen. Durch einen Zufallsfund motiviert, beschäftigt sie sich erst als Erwachsene mit seinen Memoiren, die für sie zunächst jedoch mehr Fragen aufwerfen als Antworten bereithalten.

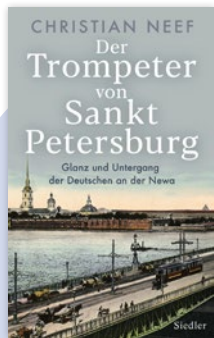
Schritt für Schritt nähert sich die Autorin dem fremden Großvater und damit einem Verständnis der Zerrissenheit der eigenen Familie an. 1940 verändert sich mit der deutschen Besetzung von Elsass-Lothringen für den jungen Anatole das Leben grundlegend: Weil er gut deutsch spricht, vielleicht auch weil er mit blondem Haar und hellen Augen die Vorstellungen der Nazis erfüllt, gilt er als »regermanisierbar«, wird als Hilfslehrer eingesetzt, kann später mit Stipendien des Deutschen Reiches in Heidelberg und Straßburg eine Lehrer-

ausbildung absolvieren. Im August 1942 erhält er die deutsche Staatsbürgerschaft und wird wie 130.000 andere Männer aus der Region zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen. Als »Franzosenpack« von Vorgesetzten schikaniert, entgeht er jedoch dem Schicksal vieler Kameraden, an der Ostfront eingesetzt zu werden, verbringt die Kriegsmonate im Wartheland, in Pommern, später in Norwegen. Im Frühjahr 1944 darf er nach Straßburg zurückkehren, um sein Lehrerexamen abzulegen.

Nach dem Krieg beäugen die französischen Behörden den Stipendiaten des Deutschen Reiches misstrauisch, erkennen sein Diplom nicht an, so dass Anatole gezwungen ist, sich erneut an der Universität einzuschreiben, dabei hätte er eigentlich endlich eine Familie gründen und etwas vorweisen wollen. So entwickelt er eine Verbitterung, die er nie wieder wird ablegen können. Schließlich entscheidet er sich für eine weitere Ausbildung, besucht eine *École d'Artillerie*, um sich selber und dem Rest der Welt zu beweisen, ein guter Franzose zu sein. Der Versuch, sich vom Korsett der Vergangenheit zu befreien, gelingt jedoch nur oberflächlich, zu tief gehen die Wunden, die die Jahre des erzwungenen Deutschtums hinterlassen haben.

Tragische Ironie der Familiengeschichte: Wegen seiner persönlichen inneren Haltung heiratet Anatole nicht die Frau, die er liebt, denn sie kommt von der anderen Seite der Grenze aus dem Saarland; achtundzwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist es seine Tochter, die sich in einen Deutschen verliebt und damit der Geschichte ein weiteres schmerzhaftes Kapitel zufügt. Erst die Enkelin Natalie unternimmt den Versuch, die komplexen Fragen der familiären Identität aufzuarbeiten und sich aus dem Schatten des »Grand-papa« zu befreien. Dass die deutsch-französische Autorin anders als viele, die sich mit transgenerationalen Traumata auseinandersetzen, ihren Blick nach Westen richtet und ihrem Publikum Einblicke in die in Deutschland wenig bekannte Geschichte der Region Elsass-Lothringen eröffnet, macht neben der hohen erzählerischen Qualität des Textes ihren Roman besonders empfehlenswert.

**st** Annegret Schröder



Christian Neef

**Der Trompeter von Sankt Petersburg –  
Glanz und Untergang  
der Deutschen an der Newa**

München: Siedler, 2019

384 S. mit Abb., Hardcover, € 28,–

ISBN 978-3-8275-0108-0

Die Hauptstadt des russischen Kaiserreichs, St. Petersburg, bot bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen Raum, dessen kulturelles Leben wesentlich von Deutschen mitgetragen wurde und der mannigfache Synergien zwischen den Nationen, Sprachen und Religionen begünstigte. Nachdem diese Gemeinsamkeiten von russischer Seite aus bereits ab 1914 von Misstrauen und Feindseligkeit überlagert worden waren, setzte mit der Revolution von 1917 eine geschichtliche Phase ein, die die Deutschen in Folge von Stalins Großem Terror unaufhaltsam in die Katastrophe führte.

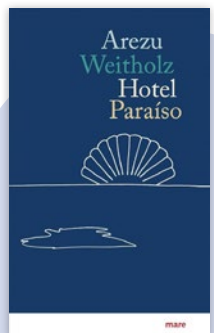
Christian Neef, der als Journalist 16 Jahre lang in Moskau gelebt hat, wendet sich in seiner Monographie dieser weitestgehend vergessenen Welt zu, indem er die Schicksale von fünf Akteuren bzw. Familien schildert. Im Zentrum seines Interesses steht der 1870 in der Nähe von Dresden geborene Trompeter Oskar Böhme – die Titelfigur des Buches –, der sein Musikstudium absolviert und dann nach Petersburg geht, 1901 die russische Staatsbürgerschaft annimmt

und im Kaiserlichen Marientheater als Solist berühmt wird, sogar die erbliche Ehrenbürgerschaft der russischen Hauptstadt verliehen bekommt. Seinen beklemmenden Abstieg verfolgt der Autor Schritt für Schritt – bis zum Todesurteil, das schließlich vom NKWD, der Staatssicherheit, am 3. Oktober 1938 verfügt und sogleich vollzogen wird.

Parallel geführt und eng mit Oskar Böhmes Geschichte verwoben, wird jeweils die wirtschaftliche, gesellschaftliche und familiäre Entwicklung der Apotheker-Dynastie Poehl und des Kalender-Verlegers Otto Kirchner nachvollzogen; zudem nimmt der Verfasser den Siedler Peter Amann aus dem Kolonistendorf Graschdanka in den Blick, der ebenfalls im Herbst 1938 erschossen wird – nur weil er auf der sogenannten Deutschenliste Nr. 34 stand; und schließlich tritt die Familie des Theologen Eduard Maaß auf, der zunächst versucht, bei seiner Gemeinde auszuharren, dann aber mit seiner Familie flieht. Dabei verfasst seine Tochter Editha ebenso eindringliche wie sensible Tagebucheinträge, die den von ihr beobachteten Geschehnissen eine hohe Plastizität verleihen. (Verwahrt werden diese Texte im Nachlass von Editha und ihrem Mann Alfred, den Eltern des deutschen Schauspielers Armin Mueller-Stahl.)

Aus diesem Stoff entwirft Christian Neef ein faszinierendes Panorama von bewundernswerter Dichte. Er hat derart umfangreiche Archivstudien betrieben, biographische Daten und persönliche Zeugnisse, Dokumente, Presseartikel und Photographien zusammengetragen, dass er es vermag, die Kultur der Deutschen von St. Petersburg wiedererstehen zu lassen und ihr ein bleibendes Denkmal zu setzen.

st Erik Fischer



Arezu Weitholz

**Hotel Paraíso**

Roman

Hamburg: mare, 2024

176 S., geb., € 23,–

ISBN 978-3-86648-744-4

Mit ihrem jüngsten Roman *Hotel Paraíso*, den sie selbst ihre »Heimatsnovelle« nennt, weckt die Autorin, Reisejournalistin und Songtexterin Arezu Weitholz bei manchen Lesern – gerade am Ende eines kräftezehrenden Jahres – gewiss die stille Sehnsucht nach einer Auszeit an einem entlegenen Ort. Eben solch eine Möglichkeit eröffnet sich der Ich-Erzählerin Frieda; sie ist mittleren Alters, ansässig in Norddeutschland und soeben beruflich aus der Bahn geworfen worden. Dankbar geht sie auf das Angebot ein, während der Winterpause ein kleines, in einem gepflegten Garten direkt am Meer gelegenes Hotel im Süden Portugals zu beziehen, um auf einen sauberen Hotelstrand zu achten, die 14 Gästezimmer zu lüften und durch »Lichtspiele« Präsenz zu zeigen. Die Stürme, die zu dieser Zeit über den Atlantik fegen, die dröhnende Brandung, unheimliche Geräusche im Hause sowie ein seltsamer nächtlicher Besucher verunsichern sie zunächst. Zudem muss sie feststellen, dass dieser Teil der Algarve keinen Charme hat, kein Leben besitzt und es eine gänzlich freudlose Gegend sei. Doch allmählich empfindet sie die Entschleunigung und das Alleinsein, dazu das ewige, niemals gleichtönende Meeresrauschen, das bis in die Räume dringt, sowie ihren monotonen Tagesablauf, dieses herrliche »watteweiche Nichts«, das den Tag füllt, als wohltuend und heilsam.

In Begleitung des anhänglichen Hotelhundes Otto werden ihr tägliche Spaziergänge am Meer, bei immer neuen Wolken und neuen Wellen, zur Gewohnheit; sie blickt in den Himmel, der sich über dem Meer »pludrig blau« färbt, auf den Horizont, »diesen schmalen, feinen Streifen Blau, der das Wasser

davon abhält, in den Himmel zu laufen«, oder liest, einer Blindenschrift gleich, Spuren im Sand, Abdrücke von Füßen und Pfoten, Muscheln, Steine oder Tang, als sei sie »eine Museumsbesucherin und spazierte durch eine Installation«.

Auf sich gestellt, losgelöst von Zwängen und ganz dem Müßiggang hingegeben, lässt Frieda ihren Gedanken freien Lauf. Sie dominieren den geradezu minimalistischen Handlungsablauf. Assoziativ und sprunghaft ploppen Ideen und Fragen ebenso auf wie Bilder, Erinnerungen und bruchstückhafte Erzählungen. Sukzessive gelingt es Frieda so, zu den sie prägenden, wesentlichen Fragen – gelegentlich fallen die Begriffe Heimat und Heimweh – und ihren Lebenserfahrungen vorzudringen und diese zu beleuchten.

Zu einem verstörenden Erlebnis wurde für sie, dass sie erst als Siebzehnjährige von ihrer Adoption erfahren hat, nachdem sie von Kindheit an glaubte, etwas stimme nicht mit ihr. Sie fühlt sich als Fremde, blieb lange stumm – so wie in jenem Moment, als sie die Unterlagen mit den seltsamen Vornamen entdeckte: »Ich hatte Motten im Mund. Die Worte waren da, aber sie flatterten mit staubigen, zerbrechlichen Flügeln umher, machten mir die Kehle trocken und ließen sich nicht einordnen.« Eine seltsame Empfindung macht sich in ihr zwischen der Erkenntnis einer genetischen Herkunft ohne gelebte Nähe und der Einsicht breit, von einer Familie fürsorglich aufgenommen zu sein und diese ebenso zu lieben wie das umtriebige Leben auf der Tankstelle im Niedersächsischen: Wo die Großmutter hinter den Gardinen ihr stets zulächelte – das war »zu Hause« – und ihr Socken strickte, die Frieda bewahrt hat und »aus einem brennenden Haus retten« würde; sie trägt heute noch die Felljacke des Großvaters, nutzt den Plastikkaffeefilter der Mutter ebenso wie den Zollstock des Vaters. Für Frieda werden diese Dinge zu wertvollen Relikten heimatlicher Gefühle.

Es ist eine unaufgeregte ruhige Gedankenreise, zu der uns die Ich-Erzählerin in der Erwartung ihres Weihnachtsfestes an der Küste der Algarve einlädt; Jonas, ihr einfühlsamer Freund, wird zu den Feiertagen anreisen und diese Beziehung könnte, so möchte es scheinen, Frieda eine neue Heimat schenken.

st Ursula Enke

# Bei der Ausschau

nach Schriftstellerinnen, die in ihrem Empfinden und Schreiben insbesondere Westpreußen, seinen Menschen wie seiner Natur eng verbunden waren, fällt der Blick alsbald auf Marianne Mewis (1866–1938). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sie sich als erfolgreiche, von vielen geschätzte Autorin von Romanen und Erzählungen, die sich sicher in verschiedenen literarischen Gattungen und Formen zu bewegen vermochte und stilistisch und rhetorisch im besten Sinne des Wortes ihr »Handwerk« verstand.

Deshalb möchten wir unsere Leserinnen und Leser einladen, der Westpreußerin Marianne Mewis dank einer von uns aufbereiteten kompakten Version einer zur Weihnachtszeit spielenden Novelle zu begegnen, die erstmals 1903 in Berlin erschienen ist.

Die WP-Redaktion

# »Madonna im Schnee« –

## Eine Begegnung mit Marianne Mewis

Zwischen Wießel on Noacht (Zwischen Weichsel und Nogat) – wer kennt die Gegend? – Niemand; denn man reist nicht, um Gras zu sehen. Aber selbst mitten im Winter malt uns die Phantasie einen grünen, wallenden See von unzähligen feinen Halmen. Das Licht spielt silbern darauf; die leichten Sommerwolken schleppen drüber hin, wie feine graue Schleier, die irgend eine heunische Weidelottin (altpreußisch: riesenhafte Priesterin oder Zauberin), ehe sie mit den Göttern zu Tanze geht, in den smaragdnen Wogen spült. Ein köstliches Aroma sättigt die weiche Luft, nicht der herbe Geruch der salzigen Meeresflut, sondern der süße Pflanzenduft dieses Oceans von Gräsern, der warme kräftige Hauch blühender Wiesen, besonnener Weizenfelder. Auf dem breiten lehmfarbigen Hauptarme des Stromes ziehen die hochmastigen Weichselkähne still dahin, und die Holztrawten gleiten, Floß an Floß gebunden, langsam talabwärts. Der bronzebraune, polnische Flisse, oft helläugig und flachhaarig, in der faltigen Hose, dem weitärmeligen Hemd aus gelbem Linnen, dem umgewandten rohen Schafpelze trotz allen Schmutzes eine maleische Gestalt, stößt die lange, ästige Ruderstange in das sommerlich seichte Wasser oder liegt zur Mittagsrast vor dem Strohhüttchen und taucht nach dem Beispiele des »Voressers« taktmäßig den Holzlöffel in die hölzerne Mulde, – oder entlockt auch abends, wenn der Sprosser in den Weiden des dammbegrenzten Vorlandes schlägt, seiner kleinen selbstgefertigten Fiedel eine eintönige Weise voll von der unbewußten Schwermut einer tief in Unwissenheit und Aberglauben versunkenen Menschenseele.

Als ein Friedensidyll würde man die Gegend bezeichnen, wenn nicht der weiten gleichförmigen Ebene ein Zug von Größe anhaftete, der sich mit dem Begriff eines Idylls schlecht vereinigt; wenn man auf die träge, gelbbläuliche Weichsel niederblicken könnte, ohne sich schauernd der unzählbaren Leidenschaftlichkeit dieser slavischen Stiefschwester des klaren, grünen Rheins, der heiterstolzen blauen Donau zu erinnern. – So ist das Weichseldelta im Sommer.

Aber es verliert den idyllischen Charakter vollends, wenn man es im Winter sieht wie der Mann, der im starken Kastenschlitten aufrechtstand, die Zügel der schweren Pferde fest angezogen hielt und mit sorgenvollem Ausdrücke auf dem jungen ernsten Gesichte die Nogat betrachtete, den Himmel ansah und schließlich seinen Blick auf der Marienburg jenseits des Flusses haften ließ. – Es war einer von jenen feuchtwarmen Dezembertagen, die trotz der schneebedeckten Erde Frühlingsahnungen wecken, obwohl die härteste Winterszeit noch vor der Türe steht. Ein feiner Nebel gab der weiten, flachen Landschaft ringsum etwas Weiches, Träumerisches. Jetzt, am hohen Mittage, färbte ihn die unsichtbare Sonne mit warmem Tone. Die Erlen am Flusse zeigten ein blaudoftig beschlagenes Rotlila, einzelne Goldweiden ein leuchtendes Orange; man sah deutlich, daß die kahlen Zweige nicht abgestorben, sondern voller Leben und Triebkraft waren. Der schmutziggelbe, hoch geschwollene Strom wälzte große graue Schollen, eine jede mit einem hellen schaumigen Rande von Schnee oder zerriebenen Eise umkränzt. Da und dort sammelten sich die einzelnen Eisscher-

ben am Ufer, bildeten eine feste Halbinsel, stauten Treibholz, Rohr, Stroh, Gezweige zurück; und die wilde Flut quirlte zermalmt Teile davon in schlammigen Strudeln.

Drüben drängten sich die kleinen Backsteinhäuser der »Vorbürg« gleich schuttsuchenden Hörigen um die hochragende Ordensfeste. In tiefem Braunviolett, die Dächer schneegefleckt, wuchs das mächtige Ziegelgemäuer wie ein weltverlorenes Geisterschloß aus dem mütterlichen Boden und verlieh in seiner Vernachlässigung und seinem Verfall dem ganzen schwermutsvollen Bilde das Gepräge düsterer Erhabenheit.

*Der junge Mann, der hier wenige Tage vor Weihnachten mit seinem Kastenschlitten im Marienburger Werder unterwegs ist, heißt Isbrand Klaassen, er ist ein in der mennonitischen Tradition verwurzelter Westpreuße. Eine tiefgreifende Verbitterung und große Sorgen bedrücken ihn, denn sein Lebensweg hat eine folgenschwere Wendung genommen: Von jugendlichem Kampfesgeist besessen, hat er im Mai des Jahres 1813 – im Widerspruch zu seiner pazifistischen Glaubenslehre – zu den Waffen gegriffen und ist mit dem Grafen Dohna nach Danzig geritten, um das Vaterland gegen die Franzosen zu verteidigen. Als er zwei Jahre später nach Hause zurückgekehrt ist, musste er nicht nur erfahren, dass die Eltern verstorben sind, sondern auch, dass der Vater erhebliche Teile seines Vermögens für Kriegszwecke dem preußischen König übergeben hat, um so »auf seine Art zu dienen«.*

*Isbrand sieht sich weitestgehend mittellos, vor allem jedoch durch die Familie, Nachbarn und die Glaubensgemeinschaft geächtet. Er lebt wie ein Eremit, entsagt jeglicher Lebensfreude, und zudem lasten zunehmend Schulden auf ihm. An diesem Tag im Dezember nun bricht er missmutig zu seinem Geldverleiher nach Marienburg auf, jedoch vermag er wetterbedingt die Nogat nicht zu überqueren, und als er, in trübe Gedanken versunken, umkehrt, lässt ihn eine anrührende, geradezu biblische Erscheinung aufmerken.*

Auf einem kleinen Tier, einem Esel vielleicht – nein, es war doch wohl ein Pferdchen oder ein Maultier – saß eine weibliche Gestalt in dunkelblauem Rocke. Über Kopf und Oberkörper hatte sie ein feuerrotes Kleidungsstück geschlagen. Darin hielt sie, wie es Isbrand schien, ein Kind, schaukelte es in den Armen und sang ihm ein Liedchen. Ihr Reittier führte ein Mann im langen Schafpelze, die Mitte mit einem Strick umschnürt, am Zügel.

»Die heilige Familie auf der Wanderschaft, wie sie in den rheinischen Kirchen zu sehen ist,« fuhr es Isbrand durch den Sinn. Als die kleine Karawane ziemlich nahe war, vernahm er klar die sehr liebliche Stimme der Sängerin, die einfache Melodie und selbst die Worte, wohl ein Weihnachtslied:

»Auf den Bergen da weht der Wind.

Da sitzt Maria mit ihrem Kind –  
schum schei, schum schei, schum schei –«

Der Wind wehte nicht; nur der feine Nebel umschleierte das Bild und gab ihm etwas Unirdisches.

Der Gesang brach ab. Der Zug hielt, und die Reiterin fragte in den weichen Stimmlauten der Westpreußen polnischer Herkunft:

»Verzeihen gütigst – ist dies der Weg nach Marienburg?« Isbrand nickte. Er war in seinem freiwilligen Eremitenleben linkisch und wortkarg geworden; und die lebhaften hellbraunen Augen der Fragerin verwirrten ihn. Lange hatte er nicht ein so reizendes Frauenbild zu Gesichte bekommen. Er sah nun, daß die Reiterin die dunkle, wattierte Kazawaika über den Kopf geschlagen hatte, so daß das feuerrote, gesteppte Seidenfutter nach außen kam und das zarte, von der Schneeluft frisch gerötete Gesicht mit den paar zerzausten rotbraunen Haarsträhnen auf der weißen Stirn kleidsam umrahmte.

*Rasch begreift Isbrand, in welcher Not die Reisenden sind und dass sie ihr Ziel an diesem Tage nicht werden erreichen können. Da sein Gehört »bruchfrei« und somit sicher auf einer künstlichen Erhöhung liegt und er sich zugleich dem hohen Gebot der Gastfreundschaft verpflichtet fühlt – denn schon sein Vater »hätte niemals einen Obdachsuchenden von der Schwelle gewiesen« – läßt er die Drei zu sich ins Haus ein. Dies geschieht zur überraschenden Freude der Haushälterin, die die Fremden freundlich mit ihrem warmherzigen Platt willkommen heißt und sie mit Hingabe umsorgt. Die junge Frau stellt sich als Wanda Nehring vor, eine Witwe aus Danzig, die ihren Mann, einen Regimentschirurgen, vor einem Jahr verloren habe; und nun wolle sie zu Verwandten nach Marienburg ziehen. Auch wenn ihre Lebensgeschichte und das muntere Wesen ihres kleinen Sohnes das verstockte Herz Isbrands anzurühren scheinen, führen jedoch kulturelle und religiöse Differenzen immer wieder zu heftiger Gereiztheit und zu Konflikten.*

Sie faßte mit beiden Händen den mächtigen unangeschnittenen Laib, drückte ihn, den Körper zurückbiegend, an sich, griff nach dem großen Messer und fuhr kreuzweis mit der Spitze über die Unterseite des Brotes.

Isbrand hatte ihr zugesehen. Nun runzelte er die Stirn und rief heftig: »Was tun Sie denn da? Das ist bei uns nicht der Brauch!«

Sie war zusammengefahren. »Es ist mir so in der Gewohnheit. Ich hab's von der Mutterchen; die war katholisch,« sagte sie wie entschuldigend. »Aber wir Kinder wurden nach dem Vater lutherisch. – Es schadet doch dem Brotchen nicht,« setzte sie ein wenig trotzig hinzu.

Er schwieg unwillig, und sie versorgte ihn ebenfalls ziemlich schweigsam und rückte ihm die frischen guten Fleischwaren und übrigen Speisen mit knappem, aber freundlichem: »Ei Butter? – Ei Zunge? – Ei Wurst?« aufmerksam zur Hand.

*Wenngleich deutlich verstimmt und gekränkt, wünscht man sich dennoch eine gute Nacht: Wanda äußert die Hoffnung, ab morgen nicht länger zur Last fallen zu müssen, während Isbrand mahnt, vor allem wegen des kränkenden Knaben nicht überstürzt abreisen zu sollen. In den folgenden Stunden jedoch entscheidet allein die unerwartet geänderte Wetterlage über den weiteren Gang der Ereignisse.*

Am anderen Morgen lagerte der Nebel wie eine dicke, milchweiße Wolke über der Niederung. Die Reisenden konnten nicht an Aufbruch denken. Als aber Schleier um Schleier sank und endlich die Sonne mild wie eine strahlenlose Mondscheibe niederblickte, war in der langen Winternacht heimlich und leise ein neuer Gast vor Isbrand Klaassens Hof geschlichen: Die Nogat.

Hatte sich wider Erwarten das Eis weiter stromab gestaut oder tief unten im Flußbette sich Grundeis zusammengeschoben und den Wasserlauf gesperrt? War der Damm überspült oder durchbrochen worden? – Man konnte nur mutmaßen, wie die drei, die

in der Wohnstube des einsamen Werderhauses am Fenster standen und auf die Flut hinausschauten, es taten. – Welch ein liebliches Bild voller Ruhe und schwermütiger Schönheit! Wer mochte an Zerstörung, Not und Tod denken, wenn er dieses reizende Ungeheuer da unten gleich einer Katze, die Vogelnester zerstörte, sich in der Sonne strecken sah?! – Grauschimmernd wie eine schöne Edeldachplatte dehnte sich die mattbeleuchtete Fläche nach allen Seiten und verschwamm in der Ferne mit dem perlfarbenen dunstigen Morgenhimmel. Hin und wieder unterbrach eine unregelmäßige Reihe von Weiden, dickköpfige Gnomen mit gesträubtem Haar, die Einförmigkeit und bezeichnete den Lauf eines Grabens. Eine Windmühle streckte die regungslosen Flügel wie hilfeschreiende Arme zum Himmel empor. Einzelne Krähen zogen krächzend dahin und suchten einen Platz zum ausruhen. Hoch stand das Wasser nicht, und die Leute behaupteten, daß es aufgehört habe zu steigen.

*An einen Aufbruch in Richtung Marienburg ist also nicht zu denken; Isbrand muss sich eingestehen, dass er seinerseits dankbar ist, nochmals die Klärung der misslichen Geldangelegenheiten verschieben zu können, und zudem scheint es ihm angenehm zu sein, seine Gäste auch weiterhin zu beherbergen. Freundlich und mit medizinischem Sachverstand wendet sich Isbrand dem kleinen, von einem Nesselfieber geplagten Patienten zu – fühlt sich sogar »wie von einem wunderlichen Zauber befangen«. Dieser Glücksmoment währt kurz, denn alsbald droht eine ungeheuerliche Situation neuerlich sein zaghaft wachsendes Vertrauen zu zerstören.*

Als er eine halbe Stunde später wieder durch den Flur schritt, um in sein Zimmer hinaufzusteigen, klang aus der Wohnstube lustiger Gesang. Das erschien ihm im Hause seiner Eltern ungewohnt und ungehörig. Man hatte an dieser Stelle nur geistliche Lieder gesungen. Nun vernahm er sogar deutlich das Schleifen von Füßen, wie beim Tanze. »Tanz, Spiel, Schauspiel und derlei« galten ihm aber, seit er denken konnte, als Fallgruben des Bösen und waren allzeit streng verpönt gewesen. Er öffnete zornig die Tür; es hörte ihn indes niemand; und er blieb eine Weile, die Klinke in der Hand, unentschlossen auf der Schwelle stehen.

Die junge Mutter hielt ihr Kind im Arme, tanzte sehr zierlich in dem großen Raume rundherum und sang ein recht weltliches Tanzliedchen:

»Seht, da kommt mein Schätzchen her.

Welchen kecken Gang hat er:

Seht, wie ihm das Hutchen sitzt,

Das ihn vor der Liebe schützt!« –

Die alte Wirtschafterin klatschte in die Hände, und der Paserjunge stand grinsend am Ofen und trat taktmäßig von einem Fuß auf den anderen – ein unerhörter Anblick!

Jetzt sah auch die Tänzerin den neuen Zuschauer, nickte ihm lächelnd zu, wiegte sich schelmisch und fiel aus dem Polka- in den Walzertakt:

»Hinter dem Berge brennt 'ne Laterne.

Goldenes Schätzchen weit in der Ferne –

In der Laterne da brennt ein Licht.

Goldenes Schätzchen, verlaß mich nur nicht;«

Isbrand wurde dunkelrot im Gesicht. Die Alte und der Junge verschwanden durch eine Verbindungstür in der Küche.

Der junge Mann suchte nach Worten für seine Entrüstung. Er stotterte vor Erregung. »Hier – ist nie getanzt worden,« sagte er heiser.

Frau Wanda blieb hochatmend vor ihm stehen; ihr ganzes Gesicht blühte und glühte von der Bewegung, und ihre Augen strahlten. »Warum denn nicht?« fragte sie erstaunt.

»Es – es ist doch – Teufelswerk –«

»Teufelswerk?« Sie war ganz benommen, faßte sich aber schnell. »Ich denke, der König David tanzte sogar vor der Bundeslade?«

»Der König David!« sagte er verächtlich. »Er hat manches getan, was man sich nicht zur Richtschnur nehmen darf. Er war der Weinstock, auf dem das Edelreis wachsen sollte, aber er trieb noch viel wilde Schößlinge.« Unwillkürlich verfiel er in den Predigtton seines Vaters.

*Weder dieser Zwischenfall noch sein unbändiger Zorn über das auf Wandas Schoß entdeckte Kartenspiel – »das Gebetbuch des Teufels« – können letztlich verhindern, dass Isbrand von zunächst irritierenden, tiefen Gefühlen, gar von Zärtlichkeit, sowohl für das Kind – er nimmt es auf den Arm, sitzt neckend mit ihm auf dem Boden – als auch für seine Mutter ergriffen wird. Zum ersten Male selbst lachend, hört er zu, wie sie in »drolligen Schilderungen« aus ihrem bisherigen Leben erzählt. Somit vermag doch noch eine heitere, friedliche Stimmung zum Heiligen Abend einkehren, der beim Schein von selbstgezogenen Talglichtern und einem reichlich gedeckten Tisch festlich begangen wird. Am Morgen des ersten Weihnachtstags versammelt sich die bunte Schar all jener, die zurzeit unter diesem Dache leben, zur Andacht des Hausherrn.*

Er stimmte mit seinem dunklen Baryton einen Choral an. Während des Liedes ließ es den Blick nachdenklich auf der kleinen Schar um sich ruhen. Die Haushälterin war eine Reformierte. Sie hielt den Kopf gesenkt und sang laut und eifrig. Der »Futterrock«, ein Lutherischer, brummt in einem rauhen Baß unverständlich dazwischen, während der Paserjunge, baptistischer Eltern Kind, mit einer hellen, hohen Stimme sehr unmelodisch den Text deutlich und genau herauschmetterte. Der fremde Fuhrmann, der katholisch war, hielt die Mütze vor den Mund und schien mit niedergeschlagenen Augen andächtig zuzuhören. Über dem ganzen unharmonischen Durcheinander schwebte süß und klar Wanda Nehrings liebliche Stimme. Die junge Frau schaute zum Fenster hinaus auf den sich langsam erhellenden Morgenhimmel. Sie hielt ihr Kind im Arme, das – die Augen verträumt und die Bäckchen rotgeschlafen, – verwundert aufhorchte.

*Über die beiden Feiertage ist das Wasser ums Haus langsam zu Eis gefroren, so dass der Aufbruch und der beiderseits immer schmerzlicher empfundene Abschied näher rücken. Auf Schlittschuhen unterwegs nach Kalthof, einem Vorort von Marienburg, trägt Isbrand den Jungen »nach Art der Frauen jener Gegend in einem großen um den Oberkörper geschlungenen Tuche vor der Brust gebunden«, während Wanda, die sehnsüchtig auf die Erfüllung ihrer heimlichen Liebe hofft, wie eine Möwe über das Eis fliegt. – Dann halten sie erschüttert vor einem verlassen Haus inne.*

Nach einiger Zeit führte sie ihr Weg an einem einzelnen tiefliegenden Häuschen vorüber. Das Wasser reichte fast bis unter die Fenster. Die Fensterflügel standen offen. Die Läufer schauten hinein. Innen ein Bild der Öde und der Verheerung: umgestülpte Stühle, der große Tisch im Eise festgefroren, anderes Gerät wohl auf den Heuboden gerettet, – die Bewohner geflüchtet, der Herd leer und kalt. Wanda traten die Tränen in die Augen. »Jetzt friert mich,« sagte sie tonlos und faßte Isbrands Hand fester. Ihm

schwoll das Herz, aber er sprach nicht. – Der Schnee fiel dichter. Bald schaute des Jungchens rosiges Gesicht unter einem weißen Dache hervor, das Isbrand von Zeit zu Zeit fortlegte; er zog das Tuch weiter über die kleine Stirn. Endlich stob es wie Daunen vom Himmel. Ein blendendes Gewimmel von taumelnden Riesenflocken hinderte jeden Ausblick. Der helle Fleck an der Stelle, wo sich die Sonne verbarg, schwand. Schnell ging das gelbliche Licht in eine sanfte Dämmerung über. Der eisige Schwanenflaum legte sich auf die Gesichter, hängte sich an Brauen und Wimpern und verwehrte das Sehen. Nach einiger Zeit sagte sich Isbrand, daß er die Richtung nicht mehr wisse.

*Die Novelle strebt unaufhaltsam ihrem dramatischen wie emotionalen Höhepunkt und ihrer Katharsis entgegen. Bedrohlich macht sich die Dunkelheit breit; während die Kräfte Wandas schwinden, kämpft Isbrand mit seinen aufgewühlten Gefühlen. Immer aussichtsloser scheinen für die Umherirrenden ein Fortkommen oder gar die Rettung, denn sie sind »wie in einem großen lebendigen, tanzenden, wirbelnden Kerker gefangen«. In ihrer höchsten Verzweiflung kommen sie einander näher – und vermögen sich endlich füreinander zu öffnen.*

Sie machte einen Versuch, sank aber wieder zurück. »Lieber Isbrand – das Jungchen – –« Sie verstummte. Da faßte er sie in die Arme, zog sie empor und hielt sie samt dem Kinde fest an seine Brust gedrückt. Nach einer Weile schien sie sich etwas zu erholen und fing von neuem an: »Rette dich, Lieber – und das Kind« – Er antwortete nicht, sondern hielt sie nur fester und küßte sie sanft. In dieser großen Not fielen endlich alle engherzigen Bedenklichkeiten vom ihm ab. Wanda brach in Schluchzen aus. »Heilige Mutter Gottes, hilf uns doch,« stammelte sie. Er dachte nicht daran, ihr gram zu sein und schickte einen Stoßzeufzer auf seine Art zum Himmel. – Tiefes Schweigen – – Der Knabe war erwacht. »Mamma – Hanschen hause gehn!« rief er mit seinem hellen Stimmchen bittend.

Isbrand ächzte und schaute verzweifelt um sich. Da sah er mit einem Male – war ihm der schwache Schein bisher entgangen, das Dunkel tiefer oder das Gestöber weniger dicht geworden? – einen kleinen rötlichen Stern durch die Nacht schimmern. Er kehrte der Weinenden Kopf nach der Richtung. Wanda stieß einen Jubelruf aus und zog, wie neu belebt, den verwunderten Mann vorwärts. Schnell wandelte sich der Stern in ein flackerndes Licht. Das Lämpchen aber erhellte ein kleines nischenartiges Kapellchen auf einer Anhöhe, »Buszamenka«, und warf zitternde Strahlen auf eine buntbemale, flittergekrönte Holzmadonna und das gleich geschmückte Christkind in ihrem Arme.

Beglückt standen die Geretteten vor dem lieblichen farbenstrahlenden Weihnachtswunder inmitten der grauen Einöde, dem freundlichen Wegzeiger zum nahen Dorfe, aus dem nun auch verwehte Klänge, Hundegebell, ein Ruf, das Brüllen einer Kuh, bis zu ihnen drangen.

Der junge Mann kauerte nieder, um die Schlittschuhe zu lösen, denn der Boden erhob sich zu bruchfreier Höhe. Wanda neigte sich und strich über Isbrands Wange. »Ich will deine Bräuche ehren, wie du's in deinem Hause für recht hältst,« sagte sie zwischen Lachen und Weinen; »aber schilt mir auch nicht meine gute Heilige – Die Madonna im Schnee.«



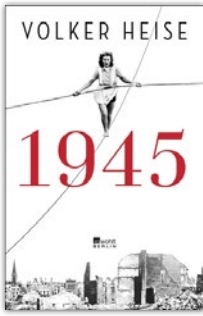
Jörg Baberowski

## *Der sterbliche Gott. Macht und Herrschaft im Zarenreich*

München: C. H. Beck, 2024; 1.370 S., mit 55 Abbildungen und zwei Karten, Hardcover, € 49,90 – ISBN 978-3-406-71420-7

Seit jeher inszenierten sich Russlands Herrscher als allmächtige Autokraten, die ihr Land mit eiserner Faust regierten. In Wahrheit aber war diese Inszenierung nur eine Fassade, hinter der sich die Schwäche des Staates verbergen konnte. Der sterbliche Gott, wie

Thomas Hobbes den Leviathan genannt hat, lebt von der Illusion der Stabilität und Unerschütterlichkeit. Dadurch erweist er sich zugleich als höchst verwundbar. Die hier ausführlich und profunde erzählte Geschichte von Herrschaft und Zwängen weist somit über Russland hinaus: Sie fragt nach den Grundlagen staatlicher und gesellschaftlicher Ordnungen und zeigt, wie schnell sie sich auflösen können.



Volker Heise

## *1945*

Berlin: Rowohlt Berlin, 2024; 464 S., geb., € 28,00 – ISBN 978-3-7371-0201-8

**1945**, ein Jahr zwischen Katastrophe und Neuanfang. Die Deutschen schicken ein letztes Aufgebot in die Schlacht, die Alliierten rücken immer näher. Im Mai ist der Krieg zu Ende, die Menschen kriechen aus den Ruinen, vor sich eine ungewisse Zukunft. Der Alltag geht weiter, aber die Welt ist eine andere. – Der Fernsehregisseur, Dreh-

buchautor und Produzent Volker Heise hat eine ausdifferenzierte Chronik konzipiert, die Tag für Tag das ganze Jahr 1945 umspannt, von Silvester bis Silvester. Dabei bieten Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, aber auch unveröffentlichtes Archivmaterial, darunter Augenzeugenberichte, mannigfaltige, wechselseitig gebrochene Perspektiven auf die Geschehnisse. Stimmen, Beobachtungen und Geschichten verbinden sich zu einem ungewohnten, faszinierenden Protokoll einer grundstürzenden Wende.



Peter Theiner

## *Carl Goerdeler. Ein deutscher Bürger gegen Hitler*

München: C. H. Beck, 2024; 496 S. mit 11 Abbildungen, Hardcover, € 34,00 – ISBN 978-3-406-82146-2

**1884** als Kind einer preußischen Beamtenfamilie in Schneidemühl geboren, ging Carl Goerdeler den vorgezeichneten Weg vom Jurastudium in die Kommunalpolitik. Aber bereits als Oberbürgermeister von Leipzig versuchte er, das NS-Regime kritisch zu beeinflussen, lehnte konsequent den

Eintritt in die NSDAP ab und entwickelte sich kontinuierlich zu einem entschiedenen Gegner der Nationalsozialisten. Noch vor dem 20. Juli 1944 wurde er zur Fahndung ausgeschrieben, auf der Flucht denunziert und nach einem Schauprozess hingerichtet. Der Autor schildert nicht nur die respektheischende Lebensgeschichte des Widerstandskämpfers, sondern schildert ihn auch als unbestechlichen Anwalt des Rechtsstaats und Verfechter der europäischen Einigung.



Marlen Hobrack

## *Klassismus. 100 Seiten*

Ditzingen: Reclam, 2024; 100 S. mit 9 Abb. und Infografiken, broschiert, € 12,00 – ISBN 978-3-15-020714-7

Wer die gegenwärtigen wirtschafts- und sozialpolitischen Debatten auch nur oberflächlich verfolgt, wird sich den geradezu grassierenden klassistischen Erzählungen nicht entziehen können, in denen die Faulheit und Dummheit der Armen geschildert wird, um zugleich deren Diskriminierung und schlechte

Behandlung zu legitimieren. Die Autorin weiß in dieser Beziehung sehr genau, wovon sie spricht. Sie hat selbst erfahren, dass die Herkunft der eigenen Eltern in Deutschland immer noch viel zu großen Einfluss darauf hat, auf welche Schule man geht und wie viel Geld man verdient. Mit erfrischender Energie und Witz fragt sie auf den gut lesbaren »100 Seiten« deshalb, wie wohl eine gerechtere Gesellschaft aussehen könnte.



Sibylle Plogstedt

## *Warum hat das niemand erzählt? Vom Entdecken meiner unbekannten Großfamilie zwischen Riga, Königsberg, Prag und Berlin*

Sulzbach: Ulrike Helmer, 2024; 230 S., Paperback, € 20,00 – ISBN 978-3-89741-490-7

Die Sozialwissenschaftlerin und Publizistin Sibylle Plogstedt begibt sich auf eine spannende Reise durch ihre Familiengeschichte, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht und ein facettenreiches Zeitporträt darstellt. Auf diesem Wege entdeckt die Autorin, dass ihre Mutter Chefsekretärin hoher SS-Offiziere in Riga

und Bromberg war, begegnet aber auch ihrem Onkel, der aufgrund pazifistischer Äußerungen in Stalingrad zum Tode verurteilt wurde. Nicht zuletzt spricht sie von dem ebenfalls mit ihr verwandten Mathematiker Gerhard Gentzen, der 1945 in einer Zelle am Karlsplatz in Prag verhungerte – in ebenjenem Gerichtsgebäude, in dem Sibylle Plogstedt 1970 selbst zu politischer Haft verurteilt wurde.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Die Stellvertretende Vorstandsvorsitzende  
Brigitta Schuch (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtefeld  
(sekretariat@magazin-westpreussen.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@magazin-westpreussen.de) /  
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@magazin-  
westpreussen.eu) / Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@magazin-westpreussen.de) /  
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@magazin-westpreussen.de) /  
Text- und Bildredaktion

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Zuzanna Foss (Toruń)  
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Malbork) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Westpreußen-Verlag  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61  
sekretariat@magazin-westpreussen.de  
www.magazin-westpreussen.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:**

leserpost@magazin-westpreussen.de

**Satz, Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagen-  
erstellung:** MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 750 Exemplare

*Westpreußen/Begegnungen mit einer europäischen Kultur-  
region* erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September  
und Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder  
jährlich €18,- bzw. €36,- sowie im Ausland jährlich €40,-.  
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugs-  
preis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße/Lands-  
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entspre-  
chenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder  
jährlich €36,- bzw. €72,-, im Ausland jährlich €80,-. Für Pri-  
vatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein  
Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.  
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Mona-  
ten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt  
werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt  
keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln  
gezeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung  
des Verlages oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit  
Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreis-  
liste Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Dr. Alexander Kleinschrodt** studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte  
und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem  
übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Von 2018 bis  
2023 Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft, seitdem Mitglied im  
Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

**Peter Neumann**, der erst als 16-Jähriger aus Danzig in die Bundesrepublik  
gekommen ist, unterhält bis heute intensive Kontakte zu seiner Heimatstadt  
und beteiligt sich als Korrespondent für die Dreistadt seit vielen Jahren an der  
Arbeit der *Westpreußen*-Redaktion. Aufgrund seiner beruflichen Arbeitsfelder –  
als Seemann auf Großer Fahrt oder als Mitarbeiter der LUFTHANSA – stehen dabei  
Berichte über maritime Themen bzw. die Entwicklung des Danziger Flughafens  
im Mittelpunkt seines Interesses.

**Dr. Magdalena Pasewicz-Rybacka** absolvierte ihr Studium an der Fakultät für  
Geschichte der Universität Danzig und wurde dort 2023 promoviert; ihre kultur-  
wissenschaftlichen Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen,  
die historisch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen  
Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind.

**Heidrun Ratza-Potrýkus** wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten  
aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei  
Verwandtschaftstreffen wurde viel von »damals« gesprochen, und so entstand  
auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und sei-  
nen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch  
weiterhin Mitglied des Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie und Päd-  
agogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an  
einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der  
Kulturstiftung Westpreußen.

**Joanna Standlik M. A.** studierte Germanistik an der Nikolaus-Kopernikus-Uni-  
versität in Thorn, war als Dozentin an Kollegs für Fremdsprachenlehrer sowie an  
Fachhochschulen tätig und erwarb durch Aufbaustudien weitere Qualifikatio-  
nen als Sprachmittlerin. Sie arbeitet als Autorin und Übersetzerin sowie aufgrund  
ihrer intensiven Interessen für Geschichte, Architektur, Kunst und Literatur als  
Stadtführerin in Thorn.

**Andreas Urbanek** wuchs in Schlesien auf, lebt und arbeitet aber seit mehreren  
Jahrzehnten in Nürnberg. Er beschäftigt sich mit Bier und dessen Geschichte  
und engagiert sich in verschiedenen Vereinigungen wie dem INTERNATIONALEN  
BRAUEREIKULTUR-VERBAND oder (zudem als Vorstandsmitglied) der GESELLSCHAFT  
FÜR GESCHICHTE DES BRAUWESENS (GGB). Seit 25 Jahren braut er auch selbst. – Seit  
2004 ist er mit mehreren Monographien und historischen Beiträgen zur regio-  
nalen Braugeschichte hervorgetreten.



FOTO: URUSLA ENKE

» **O** du fröhliche ...«: Wie oft ist in den vergangenen Tagen diese altvertraute Weise erkungen, verfremdet zur musikalischen Untermalung im Kaufhaus, vom Kirchturm geblasen, alle Jahre wieder angestimmt vor dem heimischen Tannenbaum oder im Gottesdienst am Heiligen Abend – und neuerdings auch beim Rudelsingen in Fußballstadien.

Fraglich ist gewiss, wer bei diesem Weihnachtslied noch an seinen Verfasser denkt, an Johannes Daniel Falk (1768–1826). Sein Lebensweg führte ihn von der Heimatstadt Danzig letztlich in die Hochburg der deutschen Klassik, nach Weimar, wo er sich zunächst – auch an der Seite der Danzigerin Johanna Schopenhauer – als Literat und Satiriker bewährte; sodann allerdings wurden ihm wegen seines sozialpädagogischen Wirkens, insbesondere für die in Folge der napoleonischen Kriege verwaisten und verwahrlosten Kinder, weit über die Grenzen des Landes hinaus große Anerken-

nung zuteil. Für die Zöglinge, die er zunächst bei sich und seiner Familie aufgenommen hatte, dichtete er zum Christfest des Jahres 1816 die erste Strophe des weltweit bekannten Weihnachtsliedes.

In der Nähe seiner späteren Wirkungsstätte, dem Waisenhaus im »Lutherhof«, wurde 1913 ein Denkmal mit der bronzenen Büste des großen Menschenfreundes aufgestellt, malerisch umrahmt von einer Balustrade mit ovaler Sitzbank, die zum Verweilen und Nachdenken über diesen aufrechten »Danziger Jungen« einlädt. Im Februar jährte sich nun zum 200. Male der Tag, an dem ihm, zwei Jahre vor seinem Tod, die Stadt Weimar für seine vielfältigen Verdienste die Ehrenbürgerschaft verliehen hatte – und zum allerersten Male gedachte die Stadtgesellschaft eines solchen Jubiläums mit einem eigenen Festakt, ausgerichtet zu Ehren von Johannes Daniel Falk im Saal des historischen Rathauses.

st Ursula Enke